Das Theatrum Europaeum,

ein Beitrag zur Publizistik des 17. und 18. Jahrhunderts.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät Sektion I

der

K. B. Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt am 1. Juli 1909

von

Hermann Bingel.

ACAD. LIBR. BAT. BIBL.

Berlin
Druck von Emil Ebering
1909

Genehmigt auf Antrag der Herren Professoren:
Dr. von Heigel und Dr. H. Grauert.

Meinen lieben Eltern.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548322_0021

Literaturverzeichnis.

Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus 1845.
I. Opel, Anfänge der deutschen Zeitungspresse, im Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchhandels 1879.
F. Stieve, Ueber die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Meßrelationen, in den Abh. d. Kön. Bayr. Ak. d. Wiss. I Abt. Bd. XVI, 1881.
G. Droysen, Arlanibaeus Godofredus Abelinus. Habilitat.-Schrift, 1864.
A. Lersner, Chronik der Stadt Frankfurt a. Main.
Kirchner, Geschichte von Frankfurt a. Main.
Archiv für Geschichte und Kunst der Stadt Frankfurt a. Main.
M. Hertz, Bibliotheca Germanica 1679.
I. H. Boecler, Historia Universalis 1680.
I. G. Sulpicius. De Studio juris Publici recte instituendo 1700.
Ch. Gryphius, De scriptoribus Sec. XVII 1710.
Hübner, Hamburger Bibliotheca historica 1725.
Joecher-Adelung, Allgemeines Gelehrtenlexikon 1750.
Zedler, Universal-Lexikon.
F. W. Strieder, Hessische Gelehrte.
Baumgarten, Nachrichten von merkwürdigen Büchern 1753.
Iugler, Bibliotheca hist. litt. selecta 1754.
Struve, Bibliotheca historica 1802.

Uebersichts-Tabelle.

Verfasser	Zeit	Editionen				Benutzte Ausgabe
I. J. Ph. Abelinus	1618—1628	1645	1643	1662		1662
II. ders.	1629—1632	1633	1637	1646	1679	1679
III. H. Oraeus	1633—1638	1639	1644	1670		1670
IV. ders.	1639—1642	1643	1648	1692		1692
V. J. P. Lotichius	1643—Juni 1647	1647	1651	1707		1707
VI. J. G. Schleder	Juli 1647—1650	1652	1663			1652
VII. ders.	1651—März 1657	1663	1685			1663
VIII. M. Meyer	April 1657—Mai 1660	1667	1693			1667
IX. ders.	Juni 1660—1665	1672	1699			1672
X. W. J. Geiger	1665 - 1671	1677	1703			1677
XI. Anonymus	1672—1678/79	1682				1682
XII. Anonymus	1679—1686	1691				1691
XIII. ders.	1687—1690	1698				1698
XIV. ders.	1691—1695	1702				1702
XV. ders.	1696—1700	1707				1707
XVI. D. Schneider	1701—1703	1717				1717
XVII. ders.	1704—1706	1718				1718
XVIII. ders.	1707—1709	1720				1720
XIX. ders.	1710—1712	1723				1723
XX. ders.	1713—1715	1734				1734
XXI. ders.	1716—1718	1738				1738

Das Theatrum Europaeum beschreibt in 21 Bänden die denkwürdigen Geschichten eines Jahrhunderts (1618—1718). Die Ausgabe seiner einzelnen Teile erstreckt sich über die Jahre 1633—1738. Eine unvollständige Uebersicht gibt Struve. Die hier vorausgeschickte Tabelle ist nach den auf der Münchener Staats- und der Universitätsbibliothek sowie in der Wormser Paulus-Bibliothek vorhandenen Exemplaren gebildet. Die Neuauflagen sind im großen und ganzen einfache Abdrücke der ersten Edition. Das Werk, das in verschiedenen Frankfurter Druckereien unter die Presse kam, erscheint bei der weitberühmten Buch- und Kunsthandlung Merian. Drei Generationen dieser Familie sind mit Eifer und Erfolg an der Herausgabe tätig. Eine Urenkelin des Matthäus Merian, des Stammvaters der Künstlerfamilie, verheiratet sich mit dem churbrandenburgischen Architekten Eosander von Göthe, der das gesamte Merianische Vermögen ererbt und durchbringt. Der Verlag Merian findet so ein wenig rühmliches Ende. Der letzte Band des Theatrum besitzt überhaupt keine Verlagsangabe mehr.

Versuch einer Stoffgliederung.

In seinen 21 bis zu 1500 Seiten starken Folianten hat das Theatrum Europaeum eine ungeheuere Stoffmasse aufgespeichert. Wenn wir diese gewaltige Menge des Materials einer Betrachtung unterziehen wollen, verlangen wir nach einer Stoffeinteilung, die, indem sie Gleichartiges in gleiche

Abteilungen eingliedert, die Mannigfaltigkeit verringert und so einen beherrschenden Ueberblick ermöglicht. Anhaltspunkte zu einer solchen Stoffgliederung können wir aus den von den Autoren des Theatrum beobachteten Ordnungsverfahren gewinnen. Schon Abelinus stellt einen gewissen Teil des beigebrachten Materials an den Schluß eines jeden Jahres, und die in der letzten Hälfte der gesamten Bände fest ausgebildete Rubrikeneinteilung faßt den nämlichen Stoff in etwa neun besonders numerierten Abteilungen zusammen. Die Verfasser haben offenbar das Empfinden, daß es sich um eine besondere Stoffgattung handelt, die sich vom übrigen scheiden läßt. Die Dinge, um die es sich hier handelt, machen die Ueberschriften der Rubriken namhaft. Es werden genannt: „Todts-Fälle unterschiedlicher hoher und vornehmer Stands-Personen oder sonst berühmter Leute, hohe Geburten und Kind-Tauffen an einem und andern Königl. oder Fürstl. Hofe, Duelle und greuliche Mord-, Diebs- und andere dergleichen Schand- und Laster-Thaten, schädliche Feuers-Brünste, schädliche Ergießungen der Wasser und Ströhme, grausame Sturmwinde zur See und auff dem Lande wie auch erschröckliche Erdbeben, schädliche Donner- und Hagel-Wetter, wunderbare Geschichten, Omina, Portenta und Zeichen in der Lufft und auff Erden", endlich finden wir, da diese Geschichten sich über die verschiedensten Gebiete und Gegenstände erstrecken und sich deshalb nicht alle namhaft machen lassen, noch eine „Klasse" für sonderbare Geschichten und Fälle überhaupt. Wenn wir nach einem allen diesen Erzählungen gemeinsamen, charakteristischen Merkmale suchen, so können wir sagen, es handelt sich hier um das, was den üblichen Lauf der Natur und des gewöhnlichen Menschenlebens überschreitet, um außerordentliche, wunderbare und herrliche oder schädliche und gräßliche Ereignisse. Bei der Ausmalung der durch die soeben genannten Adjektive zum Ausdruck kommenden Eigenschaften trägt die schriftstelle-

rische Manier dieser Erzählungen recht grelle Farben auf. Mit der Aufnahme dieses Stoffes in das Theatrum wird dem absonderlichen Geschmacke jener Zeit Rechnung getragen, wenn wir auch nicht übersehen dürfen, daß bis in die Gegenwart derartiges Material immer noch manche Spalte unserer Zeitungen füllen hilft. Wenn wir nun diese Stoffgattung von dem Gesichtspunkt aus betrachten, daß sie der Ergötzung des Lesers dienen soll, so läßt sich vielleicht dafür der Ausdruck Unterhaltungsstoff gebrauchen, den wir der Kürze halber im folgenden als Schlagwort beibehalten wollen. Was nach Abzug des Unterhaltungsstoffes übrig bleibt, das sind die eigentlich denkwürdigen Geschichten, die von den Haupt- und Staatsaktionen berichten. Hier handelt es sich um Ereignisse von umfassender und bleibender Bedeutung, die die großen Religions-, Staats- und Kriegsparteien zum Mittelpunkt haben, dort aber um Dinge, die sich vornehmlich nur um einzelne Personen oder um kleine Gemeinschaften abspielen, die meist von lokal beschränktem Einfluß sind und die in den großen Geschichtsverlauf nicht merklich eingreifen. Neben den Unterhaltungsstoff tritt also der eigentliche Geschichtsstoff. Der letztere besteht wieder aus zwei verschiedenen Gruppen, deren Scheidung bisweilen von den Autoren erstrebt wird. Gelegentlich wird diese Verschiedenartigkeit damit erklärt, daß die Verfasser auf die beiden Gebiete aufmerksam machen, auf denen in jenen kriegerischen Zeiten vornehmlich das politische Leben sich abspielte. Ehe man zum Degen griff, wurde meist zuvor ein langer Kampf mit der Feder geführt. Die Berichte über die Geschehnisse bei diesem Waffen- und Federstreit liegen den Autoren in verschiedener äußerer Gestalt vor. Von den kriegerischen Ereignissen erhält man aus erzählenden Relationen, die von den Autoren des Theatrum beliebig umgearbeitet werden können, Kunde. Bei den Zwistigkeiten, die mit Feder und Tinte ausgetragen werden, ergeben sich Schriftstücke, die durch einen be-

sonderen Stil gekennzeichnet sind und eine feste Form bewahren; es sind Akten und Urkunden aller Art. Indem der Kompilator die Berichte in erzählender Gestaltung zusammenstellt, ohne ihren Zusammenhang durch Einreihung von Aktenstücken allzuviel zu unterbrechen, tritt von selbst das Aktenmaterial zu größeren Gruppen zusammen. Wir können von dieser Gliederung des Geschichtsstoffes Gebrauch machen, wenn wir beobachten wollen, wie die einzelnen Autoren neben dem erzählenden Stoff der sogenannten Schriftwechslung größeren oder geringeren Raum zuweisen. Diese Frage ist deshalb von Interesse, weil wir aus jener Zeit Sammlungen besitzen, die ausschließlich Acta publica zusammenzutragen sich zur Aufgabe gemacht haben. Wir halten also im folgenden fest an einer Zweiteilung des Stoffs in Unterhaltungs- und Geschichtsstoff, wovon der letztere noch in erzählendes und urkundliches Material geschieden werden kann.

Godofredus sive Abelinus.

Am 22. September 1593 wurde Matthäus Merian (Allg. D. Biogr.) zu Basel als Sohn eines Ratsherrn geboren. Der Vater war in der Lage, den künstlerischen Anlagen seines Sohnes eine angemessene Ausbildung zuteil werden zu lassen. Matthäus Merian legte bei dem Züricher Ratsherrn und Kupferstecher Dietrich Meyer „die ersten Fundamente“ seiner Kunst (Widmung des V. Teils der Chronik Gottfrieds). Bald erhielt er Aufträge, die ihn nach Frankreich zogen, wo er sich mit dem Kupferstecher Jaques Callot befreundete. Auf Reisen kam er nach Frankfurt am Main und lernte daselbst seine Frau, die Tochter des Kupferstechers de Bry, kennen, dessen Kunst- und Buchhandlung er ererbte. Als Verleger (seit 1624) gab Merian eine Reihe medizinischer,

topographischer und historischer Bücher heraus, die er selbst mit Kupferstichen ausschmückte. (Vorrede zu Band I.) Unter den Geschichtswerken lenkt zunächst die von 1629 bis 1634 in acht Teilen nach und nach erscheinende Chronik, die die Ereignisse „vom Anfang der Welt biß auff unsere Zeitten“ behandelt, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Zusammengetragen und in Ordnung gebracht ist dieses Werk von Johann Ludwig Gottfried. Das letzte Jahr der historischen Chronik (1618) ist schon das Anfangsjahr des ersten Bandes des Theatrum Europaeum. Am Schluß der Chronik finden wir sogar eine Bemerkung, die den günstigen Leser, der sich für die Geschichten dieses und der folgenden Jahre näher interessiert, „auff unser Historisches Werck, so wie unter dem Titul Theatri Europei mit ehistem geliebts Gott auch an's Liecht zubringen vorhabens seyn“, verweist. Der I. Band des Theatrum erscheint (1635) nicht wieder unter dem Namen Joh. Ludwig Gottfrieds, sondern nennt als Verfasser Johann Philipp Abelinus. In seiner Schrift „Arlanibaeus. Godofredus. Abelinus“ hat Droysen erwiesen, daß unter diesen drei Namen sich der gleiche Autor verberge. Droysen knüpft an die Tradition an, die zum größten Teil in offensichtlicher Abhängigkeit von Gryphius behauptet: „Johan. Ludovicus Gothofredus vel potius Johan. Philipp Abelinus.“ Für uns kommt vornehmlich das in Betracht, was Droysen in dem „De auctore“ betitelten letzten Abschnitt seiner Schrift für die Gleichheit des Verfassers der historischen Chronik und des Autors des Theatrum Europaeum Bd. I und II ins Feld führt. Hierfür weist Droysen zunächst darauf hin, daß ihre Werke bei den gleichen Druckern und in demselben Verlag Merian erschienen sind. Wir dürfen indessen annehmen, daß bei der Wahl des Druckers in Betracht kam, wer wenig mit Arbeit belastet war und eine schnelle Lieferung versprechen konnte. So sagt z. B. der Autor des XI. Bandes, daß mit der Abfassung seines Werkes sehr geeilt worden sei, „und, ehe noch die

Feder solche gäntzlichen vollbracht, in unterschiedlichen Officinen der Truck angelegt“ worden sei. So wenig der Verlag an einen Drucker, so wenig fühlten sich die Kompilatoren zu jener Zeit an einen Verlag gebunden. Außer bei Merian arbeitet Abelinus, was Droysen auch bei seiner Quellenuntersuchung entgangen zu sein scheint, gleichzeitig für S. Latome am Mercurius Gallo-Belgicus. Ebenso kompiliert Schleder für Merian und für Latome, und M. Meyer arbeitet für Serlin und Merian. Auch die scheinbar so unzweideutigen wechselseitigen Verweise der historischen Chronik und des Theatrum haben keine zwingende Beweiskraft für die Identität Gottfrieds und Abelins. Droysen führt nur einen dieser Hinweise an, nämlich den am Schluß der Chronik, wo es etwa heißt: „wir wollen den günstigen Leser auff unser Historisches Werck, so wie unter dem Titul Theatri Europaei bereits an das Liecht kommen lassen, verwiesen haben.“ In der ersten Ausgabe der Chronik von 1634 aber lauten die letzten Worte noch: „mit ehistem geliebts Gott ans Liecht zu bringen vorhabens seyn, verwiesen haben“. Diese Stelle ist also einer Wandelbarkeit unterworfen. Dazu ist sie in der ersten Ausgabe weit kleiner als der vorausgehende Text der Chronik gedruckt. Sie dürfte danach vielleicht eher als Anmerkung des Verlegers aufzufassen sein, zumal der Ausdruck „an das Liecht kommen lassen“ besser für den Herausgeber als den Autor paßt. Aehnlich verhält es sich mit dem Anfang des I. Bandes des Theatrum in der Ausgabe von 1662, wo verschiedentlich von „unserm Buch Monarchia“ die Rede ist. Gemeint ist damit die nach Monarchien eingeteilte Chronik. Allein in der ersten Ausgabe von Band I (1635) steht eine ganz andere Einleitung, die diese Verweise nicht hat. Nun teilt uns Merian in einer Vorrede zur zweiten Ausgabe des II. Bandes (1637) mit, daß Abelin bereits verstorben sei. Demnach kann die spätere und neue Einleitung zum I. Bande nicht aus der Feder Abelins stammen und daher dürfen auch

die dortigen Hinweise nicht zur Identifizierung Gottfrieds und Abelins verwertet werden. Allein im achten und letzten Teile der Chronik wird noch an etlichen Stellen, die ohne Zweifel der Hand Gottfrieds entstammen (ed. 1634, S. 210, 259 und 270), auf das Theatrum Bezug genommen. Da heißt es z. B.: „Wie solches alles in unserer Historischen Beschreibung, so wir von dieser Unruh angefangen und durch die folgende Jahr continuirt, weittläuftiger zu finden.“ Aber selbst die Beweiskraft, die dieser Stelle eigen zu sein scheint, bedarf der Einschränkung. Man muß nämlich beachten, wie Verleger und Verfasser im Theatrum von den einzelnen Bänden reden. Merian spricht stets von „unserem historischen Werk“, einmal sogar von „dieser meiner Historischen Chronik Continuation“. Ebenso verweisen die Autoren einfach auf die einzelnen Teile „dieser unserer Europäischen Histori-Beschreibung“ und dergl. Ist also bei Beachtung dieses Sprachgebrauchs auf den ersten Teil des oben zitierten Satzes kein Wert zu legen, so ist doch der zweiten Hälfte einige Beweiskraft für die Gleichsetzung Abelins und Gottfrieds nicht abzusprechen. Indessen findet die Identifizierung beider von anderen Gesichtspunkten aus ihre Bestätigung. Obschon die Tätigkeit der Kompilatoren in der Hauptsache in einem Aneinanderreihen der einzelnen Quellen besteht, so tragen doch ihre Arbeiten in mancher Hinsicht eine persönliche Prägung. Das Hervortreten persönlicher Auffassung des Kompilators kommt vornehmlich in zwei Punkten zur Geltung: einmal in der Art, wie er sich die Anordnung des wirr vorliegenden Quellenmaterials ausdenkt, und dann, wie gelegentlich seine politischen und religiösen Anschauungen mehr oder minder deutlich die Darstellung beeinflussen. Beachtenswert ist zunächst, daß Gottfried in der Chronik sich von einem von Tag zu Tag streng chronologisch ordnenden Verfahren, wie es zu seiner Zeit bei den Kompilatoren Sitte war, fernhält und dafür eine Anordnung einführt, die eine Reihe von Jahren als Ab-

schnitt zusammennimmt und innerhalb dieses Zeitraums mit dem Reich beginnend die Geschichte der einzelnen Staaten der Welt nacheinander behandelt. Seine Ordnungsmethode gibt er uns einmal (Chronik Teil VII S. 67) mit folgenden Worten kund: „In den vorigen Theilen sind wir also verfahren, daß wir alle Geschichten, so sich under der Regierung eines Keysers entweder zu Rom oder in Graecia oder letztlich in Teutschland vom Anfang seines Imperii biß zum Ende desselben begeben, bevorauß aber desselben Verrichtungen ordentlich nach einander erzehlet, darnach uns zu Außländischen Läuffen und Historien, die sich in andern Königreichen und Provincien außerhalb deß Keyserthums zugetragen gewendet und derselben ebenmäßig gebührliche Meldung gethan haben.“ Dementsprechend wird in dem achten und letzten Teil, der naturgemäß die meiste Aehnlichkeit mit den beiden ersten Bänden des Theatrum aufweist, zuerst von den Ereignissen im Reich, dann in den außerdeutschen Staaten gesprochen. Genau die gleiche Anordnung finden wir auch in den von Abelinus verfaßten Bänden des Theatrum. Besonders auffallend ist, daß ebenso wie schon in der Chronik, der Unterhaltungsstoff am Schluß der Jahresabteilung angesammelt wird. Wenn wir ferner, was später noch näher ausgeführt werden soll, in den beiden ersten Bänden des Theatrum eine ausgesprochen evangelische Tendenz vorfinden, so läßt sich das ebenfalls von der Chronik nachweisen. Sehen wir nur einmal nach, was Gottfried für das Jahr 1517 zur Reformation sagt: „Luther hat das Evangelium auß der Finsterniß des Pabstthumbs wider ans Liecht gebracht.“ Allein sogar in den nämlichen Worten wird der evangelischen Tendenz Ausdruck gegeben. Wie in der Chronik, so im Theatrum hört man von „unzeytigem Religionseifer“ (Chronik VIII S. 12, 30, 145 u. ö.; Theatrum I 859) und von „Trangsalen und Beschwernussen gegen die Evangelische“ (Chronik VIII S. 208; Theatrum I 14). Wie das Theatrum von dem „Intent der Katholischen

wider die Evangelischen“ spricht (Theatrum I 848, II 392), so redet die Chronik (VIII S. 43) davon, daß „die Päbstische damit umbgiengen, wie sie den evangelischen eine gute Schlappen versetzen möchten“. Wir finden also in den beiden Punkten, in denen sich das persönliche Moment bei den Kompilatoren am stärksten durchzusetzen pflegt, im Ordnungsverfahren und in der Tendenz eine überraschende Uebereinstimmung. Es wird deshalb kaum mehr etwas gegen die Richtigkeit der Tradition „Godofredus sive Abelinus“ einzuwenden sein. Nachdem nun das Hindernis, das in der Angabe verschiedener Verfasser sich beim Uebergang von der Chronik zum Theatrum in den Weg stellte, beseitigt ist, können wir die engen Beziehungen, die zwischen beiden Werken bestehen, näher erörtern.

Historische Chronik und Theatrum Europaeum.

Schon von Jugend auf, so sagte einmal Matthäus Merian (Theatrum Bd. I, Vorrede), habe er sich vorgenommen, in diesem Theatrum oder Schaw Platz der Geschichten der Welt sich zu üben. Es erscheint demnach als die Erfüllung eines langgehegten Wunsches, wenn Merian während der Jahre 1629—34 die „Historische Chronik“ an den Tag geben kann. Bei der Veröffentlichung seiner historischen Werke rechnet er mit dem doppelten Zweck, sowohl dem Nutzen als der Unterhaltung des Lesers zu dienen (Chronik, Teil I, Vorrede). Der Gedanke des Verlegers, daß die Geschichtsdarstellung auf die Belehrung und Erziehung des Lesers hinzielen soll, wird in der Chronik auch von dem Autor aufgenommen. Daraus mag es erklärt werden, daß häufig Geschichten dazu benutzt werden, um eine am Anfang oder Schluß angefügte Sentenz- und Lebenswahrheit zu bestätigen und zu bekräftigen. Der Absicht, für die Ergötzung des

Lesers zu sorgen, wird die Chronik vornehmlich durch ihre sehr ansprechenden Kupferstiche gerecht, die allein schon dem Werke viele Liebhaber und Freunde verschafft haben mögen. Da Merian offenbar mit der Chronik einen guten Erfolg erzielt hat, kommt er zu folgendem Entschluß: „Wann ich aber bißher verspüret, daß angeregt Historisch Werk und Chronicon dem Leser so wol gelehrten Leuten als dem gemeinen Mann nicht wenig angenehm und aber der Author desselben solches nicht länger dann biß auff das Jahr 1618 continuirt, als hab ich unangesehen, daß es viel Mühe und nicht geringen Kosten erfordert, mich dahin beworben, daß der Cursus Historicus zu vollkommener Ausführung des Werckes noch in zweyen Theilen fortgesetzt werde“ (Bd. II ed. 1633, Vorrede). Der erste dieser hier versprochenen Teile erscheint 1633. Er ist immer noch „Historische Chronik“ betitelt und hält damit die engste Verbindung mit der Chronik Gottfrieds aufrecht. Allerdings ist er nicht unmittelbare Fortsetzung der letzteren, sondern behandelt die Zeit 1629—33. Allein die hier klaffende Lücke von 1618—29 ist bereits ausgefüllt, d. h. der Verfasser, der sich nun Abelinus nennt, hat auch diesen Zeitraum schon bearbeitet. Der Teil für 1618—29 ist „allbereit fertig und nur an dem trucken hat es gemangelt“ (Bd. II ed. 1633, Vorrede). Doch vielleicht hat diese Verzögerung noch tiefere Gründe. Wie Droysen bemerkt, hat ja Abelin unter dem Namen Gottfried und Arlanibaeus bereits die Kämpfe Gustav Adolphs, also einen Hauptteil des 1633 erscheinenden Bandes, ausgiebig behandelt. Sodann ist nicht zu vergessen, daß Abelinus im Mercurius Gallo-Belgicus die Zeit von der Ostermesse 1628 bis zur Herbstmesse 1634 bearbeitet, also damals 1633 wenigstens schon einmal die Geschichten der Jahre 1628—33, wenn auch nur in kurzer Form und lateinischer Sprache zusammengestellt hat. Zur Behandlung der Zeit 1618—29 liegen aber noch nicht in so umfassender Weise eigene Vorarbeiten vor und daher kann hier die Fertig-

stellung erst später (1635) erfolgen. Dieser 1635 ausgegebene Teil, auf den ja die Chronik schon 1634 verschiedentlich hingewiesen hat, nennt sich nur noch im Untertitel „Historischer Chroniken Continuation"; als Hauptbezeichnung aber führt er den neuen Namen „Theatrum Europaeum". 1633 bei der Herausgabe des Teils für 1629—33 hat man an diese Neubenennung noch nicht gedacht und zuerst die Chronik eröffnet 1634, daß ihre Fortsetzung „unter dem Titul Theatri Europaei" erscheinen soll. Zwar mag es schon auffallen, daß Merian in der Vorrede zu dem 1633 erscheinenden Band die Worte „Bücher auf das öffentliche Theatrum der Welt producieren" gebraucht. Der Ausdruck Theatrum ist ihm offenbar geläufig. Ist doch die Bezeichnung Theatrum auch als Büchertitel in jener Zeit öfters gebraucht worden. Daß Merian diesen Titel zu „Theatrum Europaeum" erweitert, kommt daher, daß „bei uns Hochdeutschen, die wir uns unter dem Teutschen Römischen Reich befinden, seithero Anno 1618 eine merckliche große Bewegung in ihre Wirckung getretten, in welche das Fatum noch viel andere Monarchien und Königreiche zeitlich mit eingeflochten, daß wir diese aussehende Commotionen wohl pro Europaea halten und sie also nennen mögen". (Bd. I ed. 1635 S. 1.)

I und II.

Der ursprünglich 1633 nur „Historische Chronik" betitelte Band erhält bei seiner zweiten Ausgabe 1637 gleichfalls den neuen Titel „Theatrum Europaeum". Was sich mit dieser zweiten Auflage für ein besonderer Zweck verbindet, das erfahren wir aus einem Einschub in die alte Vorrede. Nachdem Merian zuvor betont hat, daß er sich bei der Publizierung der beiden ersten Teile des Theatrum

zweier Dinge beflissen habe, einmal, daß die Geschichtserzählung nur auf dem vesten Grund der unlaugbaren bloßen Wahrheit fundiert werden möchte und dann, daß das Werk mit Kupferstichen aller Art reichlich ausgeschmückt werden solle, fährt er fort: „So viel das erste betrifft, hatte ich zwar wünschen mögen, daß der nunmehr verstorbene Author Johannes Philippus Abelinus seliger dem vorgesetzten Zweck etwas fleißiger nachgegangen wäre. Insonderheit aber auch sich der Partheilichkeit und eignes Urtheils enthalten hätte in Betrachtung solches einem rechtschaffenen Historico nicht anstehet, sondern ihme vielmehr gebühren und obliegen wil, die Sachen also wie sie sich begeben und zugetragen haben ohne einige Privat-Affektion Loben oder Schelten zu erzehlen. Dieweil aber, was einmal geschehen ist, nicht zu ändern als habe ich bey dieser andern Edition, so viel wegen Enge der Zeit und Eyl der Buchtrucker Pressen vor dißmal zuthun möglich gewesen, diesen andern Theyl deß Theatri Europaei durch Joannem Flittnerum revidiren, an vielen Orten was überflüssig herauß thun, was ermangelt und doch historischer Erzehlung würdig gewesen, hinein rucken und in Summa umb ein merckliches, wie der Leser selbst in Acht nehmen wirdt, verbessern lassen.“ Worin die Parteilichkeit Abelins bestanden und worin Joh. Flitner, der übrigens in Frankfurt mehr als Poet denn als Schriftsteller bekannt ist (Lersner), Aenderungen vorgenommen hat, das läßt sich aus einer Nebeneinanderstellung des alten (1633) und des neuen (1637) Titelblattes abnehmen. 1633 wird nämlich der später als II. Band des Theatrum bezeichnete Teil genannt: „Historische Chronick oder wahrhaffte Beschreibung aller vornehmen und denckwürdigen Geschichten so sich hin und wider in der Welt von Anno Christi 1629 biß auff das Jahr 1633 zugetragen. Insonderheit was auff das im Reich publicierte Kayserliche die Röstitution der Geistlichen von den Protestirenden in Teutschland eingezogenen Güter betreffende Edict für

Jammer und Landesverwüstung erfolget: Was die Evangelischen für Trangsalen von den Römisch-Catholischen erleyden müssen und wie sie endlichen durch den Göttlichen Beystand und Ihrer Mayest. Gustavi Adolphi, Königs zu Schweden, Ritterliche und Siegreiche Waffen darauß mehrenteils wider errettet und in vorige Libertet gesetzt worden" usw. Die 1637 publizierte Ausgabe hingegen trägt den Titel: „Theatri Europaei: Das ist Historischer Chronick oder wahrhaffter Beschreibung aller fürnehmen und denckwürdigen Geschichten, so sich hin und wieder in der Welt meistenteils aber in Europa von Anno Christi 1629 biß auff das Jahr 1633 zugetragen; Insonderheit was auff das im Reich publicirte Kayserliche die Restitution der geistlichen von den Protestierenden eingezogenen Güter betreffende Edict so wol in Kriegs- als Politischen und anderen Sachen zwischen den Catholischen eines; Sodann den Evangelischen mit Assistenz deß Königs in Schweden anderen Theiles erfolget; Der Andere Theil" usw. Während ferner noch 1633 der Name Abelins als Autor genannt wird, führt die Ausgabe von 1637 nur die Abkürzung M. J. P. A. und fügt bei: „Jetzo aber guten Theils verbessert und revidirt durch Johannem Flitnerum Francum." Es geht aus dem Vergleich beider Titel klar hervor, daß eine von Abelin offen vertretene evangelisch-schwedische Tendenz von dem Emendator Flitner möglichst abgeschwächt wird. Die Umarbeitung durch den Revisor scheint eine nicht allzu gründliche gewesen zu sein; deshalb taucht in späteren Ausgaben (1646, 1679) der Name M. Johannes Philippus Abelinus wieder vollständig auf, und Flitner wird weder auf dem Titelblatt noch in der Vorrede als Emendator genannt. Wie Flitner bei der Revision scharfe Ausdrücke Abelins gemildert hat, ergibt z. B. der Vergleich einer Stelle im Anfang beider Ausgaben:

Theatrum. Bd. II.

ed. 1633	ed. 1637
. . . . sobald die Römisch Catholische ihr Intent wider die Evangelische und Protestirende an Tag gegeben und dasjenige darmit sie biß dahin umbgangen anfangen in's Werck zurichten. Zu Rohm usw.	. . . . so bald das zwischen den Catholischen und Evangelischen biß dahero in der Aschen gleichsam enthaltene glimmende Feuer je länger je mehr herfür zu thun und an den Tag zu geben angefangen. Zu Rohm usw.

Die Abänderungen Flitners treten besonders beim Titelblatt und im Anfang hervor, sie sollen also recht in die Augen fallen und den Anschein erwecken, als ob mit der evangelisch-schwedischen Tendenz gründlich aufgeräumt worden sei. Allein, daß die Parteilichkeit nicht vollständig aus der Darstellung getilgt worden ist, das geht daraus hervor, daß auch aus den späteren Ausgaben sich die Tendenz Abelins noch recht deutlich nachweisen läßt, wie die weiter unten folgende Behandlung dieser Frage zeigen soll. Bemerkenswert ist, daß ausdrücklich der II. Band, in dem die Kämpfe unter Gustav Adolph geschildert werden, umgeändert wird. Es wird allerdings auch der erste Teil (1635) später wenigstens mit einem neuen Anfang versehen, so daß bei ihm gleichfalls von einer „beschehenen Revision und Verbesserung" (1662) geredet werden konnte. Außerdem finden wir in der dritten Auflage beider Bände einige Verschiebungen. Bd. I ed. 1635 behandelt auf Seite 1305 bis 1316 Ereignisse des Jahres 1629, die später (1662) weggelassen und zum II. Band gezogen werden. Ebenso wird das, was in Band II ed. 1633 und 1637 auf Seite 658–681 aus dem Jahre 1633 erzählt wird, später (1679) an den Anfang des dritten Bandes gestellt. Die letzten Ausgaben beider Bände erstrecken sich also über 1618—28 und 1629—32.

Bei der soeben dargestellten Entwicklung der Herausgabe der Chronik und der beiden ersten Teile des Theatrum sind zwei auffallende Tatsachen unbegründet geblieben. Einmal, warum tritt Abelin gerade mit 1633 und der Ver-

öffentlichung des späteren zweiten Bandes des Theatrum, der wegen seiner offensichtlichen schwedisch-evangelischen Tendenz ihm sehr leicht Anfeindungen zuziehen konnte, mit seinem wahren Namen auf und dann, warum entschließt sich Merain erst 1637 den II. Band nicht mehr in der von Abelin gebotenen tendenziösen Form zu veröffentlichen? Die in diesen beiden Fragen liegenden Schwierigkeiten lösen sich, wenn wir die politische Lage der Stadt Frankfurt am Main während der angegebenen Zeitpunkte zur Erklärung heranziehen. Zu dem Jahre 1632 bemerkt einmal Abelin selbst (II 567): „So fiengen der Zeit bey deß Königs glücklichen Progressen die Leuth dasselbsten an, gut schwedisch zu werden.“ Der Verlagsstadt Frankfurt scheint es auch so gegangen zu sein, als der siegreiche Schwedenkönig sich der Main-Rhein-Linie bemächtigte. Am 11. II. 1632 zieht der König und die Königin von Schweden nebst dem Pfalzgrafen Friedrich in Frankfurt ein. Als der letztere im gleichen Jahre noch ein zweites Mal in die Stadt kommt, verehrt ihm der Rat „ein Faß Wein und einen Wagen mit Habern“ (Lersner). Gustav Adolph erläßt 1631 und 1632 verschiedene Edikte zur Sicherung der Frankfurter Messe, insbesondere zum Schutz und freien Durchzug der nach der Stadt ziehenden Kaufleute (II 493, 555). Auf seinen Wunsch wird sogar 1632 eine Messe um acht Tage verlängert. Am 26. August 1632 läßt Gustav Horn zu Sachsenhausen eine evangelische Predigt halten. Das gleiche geschieht am 30. Juni 1633 auf Anordnung des Grafen Oxenstierna (Lersner). Es steht also 1632 und 1633 Frankfurt am Main gerade in der Zeit, in der die Ausarbeitung des zweiten Bandes erfolgte, unter dem stärksten Einfluß der schwedischen Eroberer. Kein Wunder, daß nunmehr Abelin, der zuerst seine Darstellung der schwedischen Kämpfe im Inventarium Sueciae nur unter dem Namen Gottfried zu veröffentlichen wagte, allmählich im Bereich und unter dem Schutz der schwedischen Waffen sich sicher fühlt und mit

offenem Visier hervorzutreten sich erkühnt. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß Merian die schwedisch-protestantische Prägung, die Band II des Theatrum 1633 trug, schon vor der Drucklegung gekannt und gebilligt hat. Schon aus der Fassung des Titelblattes allein konnte er erkennen, was für Töne sein Autor Abelin hier anzuschlagen begann. Daß M. Merian die Begeisterung für die schwedisch-evangelische Sache damals offen teilte, das geht schon daraus hervor, daß er selbst zwei große Kupferstiche von dem Schwedenkönig und seiner Gemahlin anfertigte und mit rühmenden lateinischen Versen versehen ließ. Doch als er 1637 seine Mißbilligung über die von Abelin beobachtete Tendenz ausspricht und die Umarbeitung durch Flitner vornehmen läßt, beseitigt er wohlweislich auch diese beiden Stiche. Das ist der deutlichste Beweis, daß er ein schwedisch-protestantisches Gepräge seines Unternehmens nicht mehr offen zu bekennen wagt. Was ihn dazu veranlaßt, das ergibt sich aus einer Beobachtung der politischen Vorgänge in der Verlagsstadt während der Zeit 1633—37. Nach der Niederlage bei Nördlingen 1634 gerät die bisher innegehabte feste Stellung der Schweden ins Wanken. 1635 sieht sich Frankfurt, das sich dem Prager Frieden anschließt, veranlaßt, den Kaiserlichen die Hand zu reichen, um die ungern weichende schwedische Garnison auszutreiben. 1635 wird Generalmajor Hans Vitzthumb, der sich in Sachsenhausen festgesetzt hat, von Frankfurter Stadtsoldaten im Verein mit den Kaiserlichen angegriffen und muß akkordieren (III, 532). Solche Ereignisse haben zweifellos zu einer Ernüchterung der vielfach vertretenen hellen Schwedenbegeisterung geführt. Außerdem muß der Verleger Merian nunmehr wieder mit einem wirksamen Hervortreten kaiserlichen Einflusses rechnen. Daß er wirklich daran gedacht hat, daß sein Theatrum Anfeindungen ausgesetzt sein werde, das spricht er in der Widmung des ersten Bandes an den Frankfurter Magistrat, den er um Schutz seines neuen

Unternehmens bittet, schon 1635 aus: „Sintemahl aber es unmöglich, in solchen so wichtigen, hohen und vielerley darbey fürgefallenen Veränderungen einem jedweden seinem Willen und Gefallen nach das Placebo zu singen und zu schreiben, was ihm wohlgefällt und dahero mir leichtlich die Rechnung zu machen habe, daß sich Censores und Zoili finden werden, welche entweder diese Labores straffen und tadeln oder wol gar in Gefahr zu setzen sich understehen möchten.“ Von einer Seite nun drohte Merian, falls sich der kaiserliche Einfluß wieder voll und ganz durchsetzte, besondere Gefahr. Wir wissen nämlich, daß in Frankfurt, das anfangs die erste Stelle im deutschen Buchhandel einnahm, schon 1579 eine kaiserliche Bücherkommission die Zensur ausübte (Kirchner, Opel). Einer Kontrolle aber durch diese Kommission konnte die Ausgabe von 1633, die die schwedisch-evangelische Prägung auf der Stirne trägt, zweifellos nicht standhalten. Eine etwaige Strafe hätte nicht nur den Autor, sondern auch den Herausgeber getroffen. Insbesondere mußte Merian gewärtig sein, daß seinem Verlag jegliche kaiserliche Privilegien, die er, wie der Vermerk C. P. S. C. M. auf den Titelkupfern bestätigt, tatsächlich besaß, entzogen wurden. Es darf uns daher nicht verwundern, daß Merian 1637 der Zeitlage Rechnung trägt, alle Schuld der Parteilichkeit seinem verstorbenen Autor Abelin in die Schuhe schiebt und sich zu einer Revision herbeiläßt. Wir sehen also, wie auch die Verleger auf den Gang der politischen Ereignisse Rücksicht nahmen und stets beizeiten ihr Mäntelchen nach dem Wind zu hängen wußten.

Ueber die Lebensschicksale des Autors der in Frage stehenden beiden ersten Bände des Theatrum sind wir nicht besonders gut unterrichtet. Johannes Philippus Abelinus heißt eigentlich Abele. Die Latinisierung seines Namens ergibt Abelinus oder Abeleus. Er hat die Würde eines Magister Philosophiae und war seit dem 27. Sept. 1625 am städtischen Gymnasium im Barfüßerkloster zu Frankfurt

angestellt. Allein Lersner in dem Abschnitt über die Rectores und Praeceptores der Lateinschule liefert uns auch die folgende kurze Notiz: „1630 M. Johannes Philippus Abele, VI. Classis Praeceptor, wird wegen Unfleißes den 11. Mertz in diesem Jahre dimittiert.“ Wir haben es also mit einem entlassenen Schulmeister zu tun, der wie seine Kollegen Arthus, Lundorp und Schleder schon neben seiner Lehrtätigkeit sich als Uebersetzer und Kompilator schriftstellerisch betätigt. Zu dem Verlag Latome steht Abele insofern in Verbindung, als er der Vormund der Kinder des verstorbenen Sigismund Latome ist. Als solcher hat er eine Bittschrift der Witwe Latome und ihrer Kinder an den Frankfurter Magistrat mitunterzeichnet (Opel). Abele muß, wenn wir der Angabe Merians in der Vorrede zu Band II ed. 1637 trauen dürfen, zwischen Ende 1634 und 1637 gestorben sein, also zu einer Zeit, in der sich Frankfurt und Umgebung durch Kriegselend und Hungersnot in einem kaum zu beschreibenden Elend befand (III, 771). Die unter den Namen Abelinus, Abeleus, J. L. Gottfried, Ph. Arlanibäus (Droysen) laufenden Schriften werden ihm zugeschrieben. Eine Aufzählung derselben, die in der ersten Zeit vornehmlich aus Uebersetzungen bestehen, geben Adelung, die Nouvelle Biogr. générale und die Allg. D. Biogr. Uns interessieren in erster Linie seine späteren, kompilatorischen historischen Werke: 1. Mercurius Gallo-Belgicus tom. XVII—XX lib. I, von der Ostermesse 1628 bis zur Herbstmesse 1634, bei S. Latome. 2. Historische Chronik 1629—1634 unter dem Namen J. L. Gottfried bei Merian. 3. Arma Suecica als Phil. Arlanibäus bei Hulsius 1631 f. (Drosen). 4. Inventarium Sueciae unter dem Namen J. L. Gottfried bei Hulsius 1632 f. 5. Theatrum Europaeum I und II.

Diese beiden Bände des Theatrum behandeln die denkwürdigen Geschichten der Jahre 1618–1632. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen die Vorgänge im Reich, besonders also der große deutsche Krieg. Die Ereignisse in den außer-

deutschen Ländern bilden nur den Anhang dazu. Zu dieser Cohaerentz, wie es der Verfasser zu bezeichnen pflegt, gehören vornehmlich: spanische und vereinigte Niederlande, Siebenbürgen und Ungarn, Schweiz, England, Frankreich, Spanien, Italien, Türken, Tataren, Polen, Moskowiter, Schweden und Dänemark. Je näher diese Gebiete an Deutschland liegen, um so mehr Nachrichten darüber fließen dem Verfasser zu und um so ausführlicher werden sie deshalb behandelt. Am dürftigsten sind daher außereuropäische Geschichten mit in die Behandlung gezogen. Den einzelnen genannten Ländern wird Jahr für Jahr ein besonderer Abschnitt zugewiesen. Auch innerhalb des Hauptteils, der sich mit den deutschen Ereignissen befaßt, ist eine Disponierung nach einzelnen Kampfesschauplätzen angestrebt. Als Orientierungspunkte für die Darstellung dienen bei Abelin vielfach Ereignisse von einschneidender Bedeutung. So münden einmal alle Linien der Darstellung in die Schlacht am weißen Berg bei Prag ein (I 373) oder die Belagerung und Eroberung Magdeburgs bildet den Richtpunkt für die vorausgehenden und folgenden Erzählungen. Diesen Hauptereignissen wird entsprechend ihrer Wichtigkeit auch eine ausgedehntere Behandlung zuteil. Man merkt deutlich, daß hier dem Verfasser die Quellen reichlicher zuströmen. Er bringt mehrere Berichte, besonders Schilderungen von Augenzeugen, die nicht nur die nackten Tatsachen aufzählen, sondern zugleich Stimmungsbilder von dem betreffenden Vorgang entwerfen (I 414). Ganz an den Schluß des Jahres stellt unser Verfasser gewöhnlich die Nachrichten von „hoher und vornehmer Personen Absterben und Tod, von Wundern und Zeichen, Wasser- und Feuerschaden, Sturm und Erdbeben“, also das, was wir kurz als Unterhaltungsstoff bezeichnen wollten. Allerdings nicht aller derartiger Stoff wird am Jahresende lokalisiert, vielmehr ist er zum guten Teil noch in die Hauptdarstellung eingestreut und wird dann bisweilen am Schluß nochmals wiederholt. Besonders gerne

erwähnt der Autor in Verbindung mit wichtigeren Vorfällen die vorausgehenden oder nachfolgenden Omina, obwohl sie als Wunderzeichen doch erst beim Jahresabschluß angeführt werden sollten.

Mit diesem Ordnungssystem weicht Abelin von der Grundmethode der zeitgenössischen Kompilatoren merklich ab. Diese reihen, ohne auf inhaltliche Gesichtspunkte Rücksicht zu nehmen, streng chronologisch ihre Quellen aneinander. Monat für Monat, sogar Tag für Tag wird vorgenommen und hier werden die einlaufenden Relationen ihrem Datum gemäß postiert. Bei solchen Zusammenstellungen kann natürlich von einem inneren Zusammenhang nicht die Rede sein. Diese Zerrissenheit der Darstellung umgeht Abelin, indem er den Stoff entsprechend seinen Länderabteilungen zusammenstellt. Innerhalb der Rubriken ist dann leicht eine verständliche Reihenfolge einzuhalten. Allerdings sieht auch Abelin bei diesen Abteilungen noch immer darauf, die Ereignisse möglichst chronologisch zu ordnen, selbst wenn ein und das andere Zusammengehörige zerteilt wird. Bisweilen aber läßt er auch dabei lieber von der Chronologie als von der inhaltlichen Verknüpfung (I 835). Setzt er sich doch sogar ab und zu über die Jahresabteilung hinweg, wenn er z. B. die türkischen Händel der Jahre 1629—32 zu einem Abschnitt zusammenstellt, um sie nicht in einzelnen kleinen „Cohaerentzen" dem Leser vorsetzen zu müssen (II 718). Es ist Abelin recht hoch anzurechnen, daß er sich von der strengen Chronologie, dem vermeintlichen Grundprinzip der Geschichtsschreibung, freimacht und eine für die folgenden Bände vorbildliche Ordnung aufstellt, die den Autor nötigt, auf inhaltliche Gesichtspunkte zu achten und nicht nur rein mechanisch und teilnahmslos die Quellen nach ihren Datumsbestimmungen aneinanderzureihen.

Wenn wir nun fragen, woraus Abelin den Stoff schöpft, mit dem er seine Rubriken anfüllt, so gibt dafür zunächst

die Darstellung selbst einige wichtige Anhaltspunkte. Von vielen Aktenstücken erklärt der Verfasser, daß sie ihm gedruckt vorliegen (I 17, 284, 286; II 44, 465 u. ö.). Bisweilen sind sie ihm erst kürzlich kommuniziert worden (II 465). Zum Teil sind sie so weit im Druck verbreitet, daß er, wenn sie ihm zu weitläufig erscheinen, auf eine Einreihung in seine Darstellung verzichtet, da der Leser sie leicht sonst finden kann (I 45). Es lassen sich ferner vielfach ohne Mühe die Uebergangssätze erkennen, mit denen Abelin seine Einzelquellen verbunden hat. Bei Belagerungsschilderungen zeigt oft schon die Introduktion (II 586, 587) dieser Stücke, daß ein besonderer Bericht folgt, der meist von einem Augenzeugen abgefaßt ist. Unverhohlen zitiert Abelin einzelne Relationen (I 414). Er nennt ihren Verfasser (I 1047) und bisweilen sogar Name und Ort der Druckerei (I 778). Eine ganze Reihe von Traktätchen, besonders solche, in denen sich Gelehrte über Gegenstände des Unterhaltungsstoffes verbreitet haben, werden mit Angabe des Autors angeführt (I 455, 619; II 112, 514) und ausdrücklich benützt (I 786). Das Bestreben des Verfassers bei der Verarbeitung seiner „Relationen" geht dahin, alle Merkmale, die sie als Sonderprodukte kennzeichnen, zu entfernen und sie so unauffällig zu einer allgemeinen Darstellung auszugleichen. Bisweilen ist Abelin in der Austilgung dieses persönlichen Charakters seiner Quellen sehr nachlässig. So geht z. B. einmal (II 285) urplötzlich die Erzählung in einen Augenzeugenbericht über, in dem von „unserer Armada" und „wir waren diese Tage so nahe an den Feind kommen" gesprochen wird.

Indessen nicht nur einzelne Flugblätter und Traktätchen hat Abelin benützt, sondern es haben ihm bereits einen größeren Zeitraum behandelnde Schriften vorgelegen. Solche Darstellungen existieren namentlich dann, wenn Abelin durch einen größeren Zwischenraum von den zu schildernden Ereignissen getrennt ist. Also besonders ist dies für Band I, worin er erst gegen 1635 die Jahre 1618—28 beschreibt,

anzunehmen. In der Tat finden sich Hinweise auf vorausgehende, die gleiche Zeit betreffende Schriften. Nicht nur auf Andeutungen allgemeiner Art, wie: „es schreiben etliche“ (I 629; II 81) sind wir beschränkt, vielmehr nennt Abelin seine Gewährsmänner bei Namen. So führt er bei der Darstellung der Ereignisse, die zur Schlacht am weißen Berg führen (I 405–411), Caspar Enß, Constantinus Peregrinus (Expeditio Caesareo-Bouquoiana ed. 1630; bei Gryphius S. 65) und Wilhelmus Staden (Trophaea Verdugiana ed. 1630; bei Gyphius S. 78) an. Besonders beachtenswert ist ferner, daß Abelin dem Leser einmal für ausführlichere Nachrichten den Mercurius Gallicus (I 286) und ein andermal für weitere Dokumente „andere Acta publica“ (I 384) empfiehlt.

Diese Verweise lenken unsere Aufmerksamkeit notwendig auf die dem Theatrum vorausgehenden kompilatorischen Werke. Unter ihnen wollen wir den bedeutendsten Frankfurter Unternehmungen, die dauernd dem Theatrum vorauslaufen, vorwiegende Beachtung schenken, nämlich dem Mercurius Gallo-Belgicus und den Relationes historicae, die beide gleichzeitig zu jeder Oster- und Herbstmesse in Frankfurt bei S. Latome erscheinen und den durch die Meßtermine begrenzten Zeitraum beschreiben. Leicht erkennen wir, daß zwischen den genannten Werken und dem Theatrum eine überraschende, fast wörtliche Uebereinstimmung einzelner Partien besteht, wovon die folgende Nebeneinanderstellung eine Probe geben soll.

Theatrum I ed. 1635 S. 906. Verf.: Abelinus.	*Mercurius G.-B. tom. XV lib. 2 S. 14.* Verf.: G. Arthus.	*Rel. hist., OM-HM 1624* Verf.: Caspar Casparsen.
Und darmit solche nicht über das Wasser Nester übersetzten hat er Vlotkam, solchen Pass *mit seinem underhabenden Kriegsvolck* in verwahrung zu nemen abgefertigt, den Borsock aber *mit etlich 100 Reu-*	datis simul pro transitu Nistero flumine observando ad Voltacum literis, Borsaco vero et Deferamo Satrapis, ut pugnando hostem paululum detinerent, monitis usw.	und darmit solche nit über das Wasser Nester übersetzeten hat er *Herrn* Vlotkam solchen Paass mit seinem underhabendem Kriegsvolck in verwahrung zu nehmen anbefohlen den *Herrn* Borsack

ter sampt dem Weyowoden Defera *mit seinen Cossaggen den Cricasi genennet* neben noch andern mehr gegen sie zu scharmutzieren abgeordnet usw.		aber mit etlich hundert seiner Reutter sambt den *Herrn* Waiowaden Deferam mit seinen Cosaggen die Rricasij genennet sambt noch andere mehr gegen zu scharmützieren abgeordnet. usw.
Den andern Tag ist der General nach Knaetovam unnd förter auf Kabatinum vereiset; allda er den dritten dieses frü vor Tag ankommen.	postero die Dux Generalis *peracto cultu divino* Cnetovam et Cabatinum porro excurrit.	Den andern tag, welches der 2. Febr. war am Fest unser lieben Frauen Reinigung oder Liechtmesstag seind *wir* still gelegen und *unsere* An dacht verrichtet, nach vollendtem Gottesdienst ist der *Herr* General nach Knetovam und forders auff Kabatinum verreiset, allda er den 3. eiusdem früh vor tags ankommen.

Dieses Beispiel kann das Verhältnis des Theatrum zum Mercurius klarlegen. Wir stellen zunächst fest, daß das Theatrum an den hervorgehobenen Stellen ein deutliches Plus aufweist. Das läßt vermuten, daß es den allerdings früher erscheinenden Mercurius nicht benutzt hat. Dann können wir uns ihre weitgehenden wörtlichen Uebereinstimmungen nur so erklären, daß sie beide auf die gleiche Quelle zurückgehen. Es ist uns nun in der beigefügten Meßrelation diese gemeinsame Quelle erhalten. Es handelt sich um ein Schreiben aus Zarthovez vom 10. Februar 1624, das die Meßrelation ungeändert abdruckt. So allein erklärt sich auch leicht und einfach, daß der Mercurius gleichfalls gegenüber dem Theatrum ein Plus aufweisen kann. Denn bald benutzt das Theatrum, bald der Mercurius die ursprüngliche Quelle ausführlicher. Wir werden aber noch öfters auf die gleiche Beobachtung stoßen, daß der Mercurius, was schon durch den Charakter einer Uebersetzung bedingt ist, zumeist den knappsten Bericht bietet, so daß

aus ihm für die Quellenuntersuchung des Theatrum wenig zu erschließen sein wird. Es ist ja ohnedies ganz unwahrscheinlich, daß die Autoren des Theatrum den lateinischen Mercurius benützt haben sollten, wo ihnen die Meßrelationen in weit zugänglicherer und ausführlicherer Form die nämlichen Nachrichten boten. Bemerkenswert ist noch bei einem Vergleich der Meßrelation und des Theatrum, daß erstere die ursprüngliche Quellrelation wörtlich wiedergibt, während das letztere die persönlichen Merkmale des Briefstils tilgt und der Darstellung damit eine allgemeine Form gibt. Nun müssen wir aber auch mit der Möglichkeit rechnen, daß das Theatrum nicht die in der Meßrelation erhaltene Quelle, sondern diese selbst benutzt. In der Tat hat diese Vermutung recht viel Wahrscheinlichkeit für sich. Abelin beschreibt etwas vor 1635 die Zeit 1618—28. Er ist also von den in seiner Darstellung enthaltenen Ereignissen durch einen ziemlich großen Zeitraum getrennt. Es mag daher fraglich erscheinen, ob er noch die ursprünglichen ersten Relationen zur Hand bekommen konnte. Deshalb mußte es doch viel einfacher für ihn sein, wenn er sich der Meßrelationen bediente, wo ja seine Quellen schon gesammelt waren. Wirklich finden wir bei einem Vergleich der historischen Relationen mit dem Theatrum eine geradezu erstaunliche wörtliche Uebereinstimmung beider in vielen einzelnen Stücken. Fast immer sogar bietet dabei die Meßrelation die ausführlichere Darstellung, so daß sie sehr wohl die Quelle des Theatrum gewesen sein könnte. Allein es ist uns trotzdem die Möglichkeit gegeben, in vielen Punkten nachzuweisen, daß die Verwandtschaft der beiden Werke nur auf eine Verarbeitung derselben Quellen zurückzuführen ist.

Hist. Rel., OM 1627-HM 1627 S. 76.	*Theatrum I ed. 1635 S. 1110.*	*Merc. G.-B. tom. XVI lib. 4 S. 108.*
Wiewol die Dänische Besatzung in Nyenburg sich nunmehr eine geraume Zeit gegen und	Die Dänische Besatzung in Nienburg hat sich zwar geraume Zeit gegen die Keyserischen	Urgent interea Caesareani obsidionem urbis Nienburgi, cuius praesidiarii hactenus

wider die Kayserliche Armada *vergeblich* auffgehalten, haben sich doch endlich nach dem auch der darin ligendte Oberste Limbach todts verfahren deren Sieg reichen Waffen weiters nicht widerstehen können, sondern auff getroffenen Accord die Statt den Kayserischen Obersten ubergeben und darauff den 16. Novembris Abends *ungefähr 4 uhren* aussgezogen.	tapffer gehalten unnd ihnen *nicht wenig* zu schaffen gemacht; *als aber endlich sie so hart bloquirt worden, dass kein Proviand mehr hineingebracht werden können uber das die Pest darinnen hefftig grassirt,* welche under andern auch den Obristen Limpach so uber die Besatzung Commandirt weggenommen unnd sie also nicht länger Widerstand thun können, haben sie mit den Keyserischen accordirt, die Festung ubergeben und den 16. Novembris aussgezogen.	sed *frustra* oppugnationem sustinuerant. Verum Limbachio praesidiariorum Duce fato functo urbem Caesareanis dedidere et 16. Nov. quarta pomeridiana civitate sunt egressi.

Hier hat einmal das Theatrum im Vergleich zur Meßrelation die genauere Berichterstattung. Wenn wir aber nicht an das Vorhandensein und die Verwertung einer zweiten Quelle beim Theatrum, was bei einer so geringfügigen Begebenheit kaum zu erwarten ist, denken wollen, so lösen sich alle Schwierigkeiten am besten bei der Annahme, daß beiden Werken die gleiche Quelle zugrunde lag. So läßt es sich verstehen, daß teils das Theatrum, teils die historische Relation ausführlicher ist. Der Mercurius, der in dem gleichen Verlag erscheint und meist von denselben Autoren verfaßt ist wie die Meßrelation, schließt sich mehr an die Form der letzteren an und liefert wieder den am meisten gekürzten Bericht.

Die auffallende Tatsache, daß das Theatrum gegenüber der Meßrelation in den übereinstimmenden Partien nur selten über ein Plus verfügt, findet in dem verschiedenen Charakter der beiden Unternehmungen eine ausreichende Erklärung. Die „Historischen Relationen“ bieten zumeist einfach ungeänderte Abdrücke der Einzelquellen. Sie behalten den Ausgangsort, das Datum und die Form der ur-

sprünglichen Relationen bei. Das Theatrum hingegen merzt diese Merkmale aus und verallgemeinert sie, um so aus den Einzelstücken eine zusammenhängende Darstellung zu bilden. Die Meßrelationen sind Quellensammlungen, das Theatrum ist eine Quellenverarbeitung. So ist es kein Wunder, daß das Theatrum zumeist die verwerteten Berichte kürzt, während dies bei den Meßrelationen nur in sehr seltenen Fällen geschieht. Es ist also in weit umfangreicherem Maße, als es bei einer oberflächlichen Vergleichung der beiden Werke scheinen könnte, nur an eine Verwertung gleicher Quellen zu denken, wenn auch in einzelnen Fällen eine direkte Benützung der Meßrelation durch das Theatrum in das Gebiet der Möglichkeit gezogen werden muß.

Die zuletzt zitierte Vergleichsstelle verdient übrigens noch von anderer Seite aus Beachtung. Sehen wir einmal auf den Unterschied in den Ausdrücken der drei Beschreibungen. Die Meßrelation spricht von einem vergeblichen (cf. frustra) Aufhalten der Eroberung und von den siegreichen Waffen der kaiserlichen Armada. Nach dem Theatrum hingegen macht die dänische Besatzung „nicht wenig zu schaffen"; die Worte „siegreiche Waffen" fehlen ganz und sollten sie schon in der ursprünglichen Einzelrelation gestanden haben, so sind sie sogar gestrichen worden. Wenn wir jetzt an die Hinneigung Abelins zu der von den Dänen vertretenen protestantischen Partei denken, so liegt es nahe, in der von ihm gebotenen Form keine zufällige, sondern von seiner Tendenz bedingte Gestaltung der Erzählung zu erblicken.

Im II. Bnade des Theatrum dehnt sich die beobachtete Verwandtschaft auf eine noch umfangreichere Gruppe von Schriften aus. Die Aehnlichkeit zwischen Theatrum, Inventarium Sueciae und Arma Suecica hat Droysen schon mit Beispielen belegt. Wir können aber zu einer Nebeneinanderstellung auch den für die fragliche Zeit von Abelin verfaßten Mercurius und die Meßrelation hinzuziehen.

Theatrum II ed. 1633 S. 433.

Unangesehen aber solches continuirlichen Schießens hat der König gegen dem Schloß mit aller Macht approchiret und endlich nach 4 gantzer Tag und Nacht lang aussgestandener gefährlicher Mühe und Arbeit den 8. Octobr. früh umb 4 Uhren *an dem halben Mond bey der Schlossbrücken mit den Lauffgräben angelanget, selbigen alsbald mit stürmender Hand einbekommen, darauff das Thor dess Vorhoffs zuersteigen gemeynt, aber die Brücke abgeworffen befunden* unnd dahero etwas zurück weichen müssen. Aber bald hernach ist der Sturmb zum zweyten mahl angangen, da das Schloß so wohl auff der einen Seithen gegen der Statt als auff der andern zugleich mit Gewalt erstiegen, die Soldaten in 1500 mit dem Ausschuß gewesen alle nidergemacht worden.

Arma Suecica ed. 1631 (anonym) S. 155.

. . . . . ungeachtet deß continuirlichen herunter schießens doch immer fortgefahren dero gestalt biß sie endlich nach vier gantzer Tag unnd Nacht lang außgestandener gefährlicher Mühe und Arbeit am Sonn-Abend, den 8. (18.) Octobr. frühe umb 4 Uhren Ihre Majestät an der Seiten gegen der Stadt das Schloß mit Sturm besteigen und da sie das erstemal etwas abgetrieben worden das andermal auff dieser und auch der andern Seiten zugleich zum zweytenmal glücklich erstiegen, die Soldaten alle darnider gemacht, deren in die 2000 mit dem Außschuß gewesen.

Rel. Hist. H. M. 1631—O. M. 1632 S. 27.

. . . . . das Schloß auffordern lassen. Demnach der Gubernator aber sich zu gütlichen Ergebung nicht verstehen wollen, sondern der Statt Besatzung mit unauffhörlichem Schießen großen Schaden zugefügt. Als hat Ihre Königliche May. die unwandelbare Resolution genommen nicht ehe förder zurücken, sie hetten dann solch Schloß mit Gewalt erobert gestalt sie dann eylends Abbrochiret, auch den 8. dieses *mit dero Lauffgräben an dem halben Mond bey der Schlossbrücken gelanget selbigen mit stürmender Hand einbekommen und das Thor dess Vorhoffs zu ersteigen vermeint, aber die Brücken abgeworffen befunden,* dahero sie dann viel Volcks in den Graben geordnet, welche nach zwey stündigem Fechten das Thor an der andern Seiten deß Schlosses in großer Fury erstiegen, dasselbe mit Gewalt eröffnet und sich also des Vorhoffs impatroniret.

Mercurius G.-B. tom. XVIII lib. 4.

. . . . . arcis praesidiariis deditionem imperavit. Gubernatore autem tormentorum diplosionibus petitis repugnante et oppido multum damni inferente. Rex non prius ulterius progredi, quam arcem vi expugnasset, decrevit: quem in finem arcta obsessione illam cinxit *et vineis ad propugnaculum dimmidiatae Lunae forma ponti objectum procurrens et summa vi illud capiens, cum atrii portam inutili successu occupare annixus fuisset* magnam militum manum in fossam misit, quae ad duas horas cum praesidiariis continuata dimicatione porta ad alterum latus sita petita magno impetu in atrium irrupit.

Inventarium Sueciae ed. 1632.

Demnach ließen sie das Bischoffliche Schloß auffordern, aber die Kayserischen darinn wollten sich nicht ergeben, schossen auch so hefftig mit Stücken *auf die steinerne Brück, dass sie zwey Joch daran fast zu nicht machten,* theten auch dem in der Statt ligenden Schwedischen Volck nicht geringen Schaden, deßwegen dann Ihre Königliche Mayestät die Resolution genommen nicht eher förter zurücken, sie hetten dann solch Schloß in ihren Gewalt zu solchem End eylends approchiret also, dass sie den achten Octobr. *mit den Lauffgräben an den halben Mond bei der Schlossbrücken kommen, selbigen mit stürmender Hand eingenommen, auch zugleich das Thor des Vorhoffs zu ersteigen vermeinet, aber die Brücke abgeworffen befunden.* Darauff Ihre Mayestät etlich Volck in den Graben geordnet, welche nach dem sie in zwo Stund lang mit der Besatzung tapffer gefochten das Thor an der andern Seiten des Schlosses mit großer Fury erstiegen, dasselbe mit Gewalt eröffnet und sich also deß Vorhoffs bemächtigt.

Von einer direkten Abhängigkeit der Meßrelation und des Mercurius kann hier nicht die Rede sein, da beide gleichzeitig zur Ostermesse 1632 erscheinen. Ihre Aehnlichkeit muß also auf die Benutzung der gleichen Quelle zurückzuführen sein, die wir der Kürze halber mit A bezeichnen wollen. Dieselbe ursprüngliche Relation, denn um etwas anderes handelt es sich bei den den Ereignissen so nahestehenden kompilatorischen Werken nicht, nimmt Abelin 1632 nochmals beim Inventarium vor, da dieses so ausführlich ist (z. B. „aber die Brücke abgeworfen befunden"), daß es nicht einfache Rückübersetzung des Mercurius sein kann. Die Arma Suecica bieten einen ganz anderen Bericht (B) von der Eroberung des Würzburger Schlosses, der aber die Einzelheiten des ersten Sturmes nicht so genau ausmalt wie A. Das Theatrum nun legt B zugrunde, setzt aber an der hervorgehobenen Stelle die Detailschilderung des ersten Angriffs aus A ein. Ob das Theatrum zu der im Inventarium gebotenen Bearbeitung oder zu A selbst gegriffen hat, läßt sich auf Grund unserer vergleichenden Uebersicht nicht entscheiden. Wohl aber hat Droysen im „Arlanibäus" S. 33 an einem Beispiel klar gezeigt, daß das Theatrum nicht auf das Inventarium, sondern wieder auf die ursprünglichen Einzelrelationen zurückgeht.

Wir können daher für die Bearbeitung des Theatrum folgende Schlüsse ziehen. Der Autor greift bei einer abermaligen Behandlung des gleichen Themas wieder auf die ursprünglichen Einzelrelationen zurück, nicht aber schreibt er eine bereits von ihm angefertigte Darstellung durchweg ab. Das Theatrum bietet ferner als die letzte Bearbeitung die vollständigste Erzählung. Denn es stehen ihm zwei ausführliche Berichte über denselben Gegenstand zur Verfügung, aus denen es seine Beschreibung bilden kann. Die Verhältnisse liegen hier besonders günstig, da Abelin sich mit dem im Theatrum beigebrachten Stoff schon mehrere Male beschäftigt hat. Es darf deshalb wohl gesagt werden, daß

die Kompilatoren in den Teilen des Theatrum, an denen schon eigene Arbeiten vorliegen, es zu einer vollkommeneren Kenntnis des Materials, also auch zu einer besseren Darstellung zu bringen vermögen. Ob die hier für die kompilatorische Arbeitsmethode aus Einzelfällen aufgestellten Sätze eine Verallgemeinerung vertragen, muß vorläufig noch dahingestellt bleiben.

Der Einblick in die Quellenverhältnisse hat uns bereits an einem Beispiel gezeigt, wie Abelin zugunsten seiner Tendenz seine Relationen bearbeitet haben mag. Schon die Fassung des Titelblattes in Band II ed. 1633 ließ ferner keinen Zweifel darüber, daß es sich dabei um eine Hinneigung unseres Verfassers zur evangelisch-schwedischen Partei handelt. Wie sich im einzelnen die Tendenz in der Darstellung äußert, das soll noch näher ausgeführt werden.

Allerdings betont Merian stets in seinen Vorreden, daß historische Wahrhaftigkeit, mit der sich eine Parteilichkeit nicht verträgt, in seinen Werken obwalten solle. Auch Abelin selbst erkennt diese Forderung in ihrer vollen Berechtigung an. Er bemerkt wiederholt, daß er über eine strittige Frage lieber andere urteilen lassen (II 265) und dem Leser sein judicium (I 63) freistellen will. Und in der Tat finden sich Ansätze dazu, daß der Autor einen völligen Durchbruch seiner persönlichen Anschauungen zurückzudrängen sucht. So können wir die Beobachtung machen, daß er mit Rechtfertigungsschriften von beiden Seiten nicht zurückhält, sondern sich hierin einer gleichmäßigen Mitteilung befleißigt. Obwohl er ferner der kaiserlichen Soldateska nichts ungerügt durchgehen läßt, so redet er doch auch „von böhmischer Defensoren Excessen“ (I 264) und nennt Christian von Halberstadt den braunschweigischen Brandmeister (I 632). Wenn er sodann bei der Schilderung der von katholischer Seite durchgeführten Reformation evangelischer Gebiete zwar weniger in offen hervorbrechenden

Ausfällen seiner Mißbilligung Ausdruck gibt als vielmehr durch möglichst nachdrückliche Betonung und Ausmalung der durch die Bekehrungsmaßregeln entstandenen Not Mitleid und Parteinahme wachzurufen sucht, so fühlt er hier, daß seine Darstellung der von ihm selbst aufgestellten Forderung der Unparteilichkeit doch vielleicht nicht entsprechen könnte. Daher glaubt er, sich in einem „Der Historiographus entschuldigt sich hier etwas" betitelten Abschnitt (II 47) im voraus gegen den Vorwurf verwahren zu müssen, „ob thäten wir, was Christlich und wohl gemeynet, ungleich auslegen", und versichert nachdrücklich dabei, daß seine Beschreibung genau den Tatsachen entspreche. Also er sucht hier den in Anspruch genommenen Ruf eines unparteiischen Schriftstellers zu retten. Doch seine persönlichen Empfindungen sind so stark, daß sie häufig die durch die Forderung der Tendenzlosigkeit freiwillig angelegten Fesseln zersprengen.

Bei der Feststellung der Stücke, aus denen wir auf eine Tendenz des Verfassers schließen können, muß mit einiger Vorsicht zu Werke gegangen werden. Man muß nämlich beachten, daß, wie die Quellenuntersuchung ergibt, der größte Teil der Darstellung aus fremden Stücken zusammengestellt ist, die vielleicht bereits eine tendenziöse Färbung an sich getragen haben und samt dieser übernommen worden sind. Zwar wäre ja der durch Nichtbeachtung eines solchen Verfahrens entstehende Fehler nicht allzu groß, da wir dem Autor doch so viel selbständige Denkkraft zutrauen dürfen, daß er nur Stücke mit einer seinen Anschauungen nicht zuwiderlaufenden Tendenz ungeändert übernommen hat. Wie wir ja tatsächlich bei der Quellenuntersuchung sahen, daß Abelin Ausführungen, deren Gepräge ihm nicht zusagt, umformt. Die vornehmste Beachtung bei der Frage nach der Tendenz verdienen freilich die Abschnitte, die zweifellos der Hand des Verfassers entstammen, also besonders die die

Erzählungs- und Aktenstücke verbindenden Uebergänge und Zwischenbemerkungen aller Art.

Die Zugehörigkeit zur evangelischen Konfession macht sich öfters bemerkbar. Es schließt sich Abelin sogar einmal offen in die protestantische Partei ein, wenn er sagt oder doch wenigstens aus seiner Quelle unbeanstandet übernimmt, Kardinal Clesel habe das den Protestanten widerfahrene Leid als „göttliches Verhängniß zu verdienter Abstraffung unserer großen Sünden“ erklärt. Der Autor stellt ferner die seinen Glaubensgenossen allerorten auferlegten „Proceduren und Drangsale“, die durch das „strenge und unzeitige Reformieren“ und „Zwang zur Bäbstischen Religion“ verursacht werden, dem Leser eindringlich vor Augen. Mit einer gewissen Bewunderung vermerkt er es dabei, wenn Evangelische „lieber alles leyden als dem Römischen Babel dienen“ wollen (I 895). Mit sichtlichem Interesse verfolgt er ebenso alle Bestrebungen, die darauf ausgehen, die Evangelischen zu einem einigen Vorgehen anzuspornen (I 309). Als Protestant betrachtet unser Verfasser die Uebertragung Mecklenburgs auf Wallenstein unter dem Gesichtspunkt, daß damit ein evangelisches Land „auf den Hertzogen von Friedland und also in Päbstische Händ gebracht“ werde (I 1061). Die Absichten, die Abelin der katholisch-kaiserlichen Partei zuschreibt, lassen sich in den Satz fassen: „Der Katholischen gantzer Intent ist auff die Austilgung der Evangelischen Religion gerichtet“ (I 164). Fast in den gleichen Ausdrücken kehrt er diesen Gedanken immer wieder hervor. Der Papisten Intent wider die Evangelische (I 848) ist, die Religion auf alle Weiß und Weg aller Orthen abzuschaffen (I 662). Es ist ihr um eine lange Zeit hero practicirtes Vorhaben, die Evangelischen wider dem Päpstischen Stuhl zu unterwerffen und ihre Länder an sich zu ziehen (II 392). Die evangelischen Fürsten, insbesondere der Kurfürst von Sachsen (I 726), merken nur nach und nach diese Absicht, fangen dann aber an, Gegenrüstungen zu

treffen (II 379). Gegenüber dem Kaiser hält Abelin sehr zurück. Er ist an aller Not nicht schuldig, sondern nur übel beraten. Alle Vorwürfe wenden sich gegen die falschen und bösen Räte, die das Gute hintertreiben (I 164). Ganz besonders beschuldigt Abelin die Katholischen weiter, daß sie, als das Vaterland durch den Lübecker Frieden kaum zur Ruhe gekommen war, wiederum eine neue Kriegsursache erdacht hätten. Nicht den Religionseifer will er ihnen verdenken, aber das nimmt er ihnen übel, daß sie gerade jetzt, wo das Reich dem Frieden nahe, mit der Forderung der Restitution der geistlichen Güter auftraten, und daß damit „nach geleschtem einem Feuer ein anders auffgegangen sey“ (II 7). Wenn die Juden zu Wien gegen Erlegung von 300 000 Reichstaler von der Forderung, die katholische Religion anzunehmen, befreit wurden, fügt der Verfasser bei: „welches eben die rechte Braut gewesen darumb man getantzet“ (I 731). Damit findet er die Ansicht bestätigt, daß, „theils auß unzeitigem Eiffer der Religion, mehrerentheils aber auß Privat-Nutzen und Interesse“ (II 117) die Reformationen vorgenommen worden sind. Eine Resolution der Liga beurteilt Abelin dahin, daß damit „die Päbstische nunmehr sich fein weißbrennen und alle Schuld auff die Evangelische legen“ wollten (I 337). Für die Katholischen setzt er öfters den Ausdruck „Papisten“ ein; fällt hingegen das Wort „Ketzerey“, so versäumt er nicht beizufügen: „wie sie vermeyneten“ (I 840). Die bisher beobachtete einseitige und ungünstige Beurteilung der katholischen Partei überhaupt erstreckt sich auch auf die ihre Interessen verteidigenden Truppen. Das zeigt sich besonders darin, daß er mit großem Eifer alle Vergehen der kaiserlichen Soldaten vermerkt. Bevor jedoch näher darauf eingegangen werden soll, muß ein für die vom Verfasser beobachtete Tendenz wichtiger Punkt der Darstellung hervorgehoben werden. Es ist dies das Eingreifen Gustav Adolfs in die deutschen Verhältnisse. Nicht um eine Aende-

rung der bisherigen antikatholischen Tendenz handelt es sich, sondern um eine Steigerung. Mit dem Augenblick, wo der Schwedenkönig auf deutschem Boden landet, nimmt die Darstellung einen gut schwedischen Charakter an. Mit der Liebe, die der schwedischen Sache entgegengebracht wird, steigt der Haß gegen die katholische Partei. Der schwedische Standpunkt muß noch dahin näher bestimmt werden, daß es sich weniger um Zuneigung zu Schweden überhaupt handelt als um Begeisterung für die Heldengestalt Gustav Adolfs. Alle Evangelischen müssen ihm dafür dankbar sein, daß er gekommen ist, sie von der „Kayserischen Tyranney" zu erlösen. Seine Absichten werden als die lautersten hingestellt. Wenn auch politische Interessen der Krone Schwedens (II 78) nicht völlig unerwähnt gelassen werden, so verschwindet das doch gänzlich hinter der fortgesetzten Betonung der Tatsache, daß der König nur „aus Christlichem Königlichem Mitleyden" seinen Glaubensverwandten Hilfe leistet (I 1041, II 86 u. ö.). Nicht genug kann Abelin darin tun, die Tapferkeit, Klugheit und alle sonstigen hochherzigen Eigenschaften Gustav Adolfs zu rühmen und zu preisen. Das Lob des Feldherrn geht auch auf die Truppen über. Immer wieder wird konstatiert, daß jedermann sich über die Bereitschaft der schwedischen Soldaten verwundert habe. Aber jedesmal wird der treffliche Zustand der Truppen auf die Vortrefflichkeit ihres Führers zurückgeleitet und damit gezeigt, daß er allein das Zentrum des Interesses bildet. Muß der Verfasser sich schließlich doch auch über die Verwilderung der unter schwedischer Fahne fechtenden Soldaten abfällig äußern, so betont er zugleich doch wieder, daß das wider Willen ihres Feldherrn geschehen und von ihm gerügt worden sei. Wie sich der Autor in seiner Schwedenbegeisterung zu einem ungerechten Urteil gegen die kaiserlichen Truppen verleiten läßt, mag an einigen Beispielen illustriert werden. Während die kaiserlichen Kontributionen als Beispiele großer Härte aufgezeich-

net werden, erfahren die schwedischen keinerlei Beurteilung. Oft wird fast mit den gleichen Worten eine Antithese zwischen beiden Parteien festgestellt. Die Leutseligkeit Gustav Adolphs ist nicht genugsamb zu rühmen und zu beschreiben (II 490); bald darauf sagt der Verfasser: „Was sonsten bey diesem Abzug die Tylische mit plündern, brennen, morden und anderm Muthwillen aller Orthen daherumb vor Schaden gethan, ist nicht genugsamb zu beschreiben“ (II 492). Sehr viel besagt eine Gegenüberstellung der beiden folgenden Stellen, in denen der Verfasser schreibt oder vielleicht besser aus seinen Quellen unbeanstandet übernimmt: „Der Graf von Tylli hat wider alle alte Kriegs-Manier und Gebrauch aus einem unchristlichen und teuffelischen Eyfer den armen Cörpern die Erde nicht gegönnet, sondern sie nach der Elbe führen und ins Wasser werffen lassen“ (II 370), dagegen bei der Eroberung Donauwörths durch den Schwedenkönig: „Von den Tyllischen wurden in und umb die Stadt und auff der Brücken über 500 Todte gefunden, so alle in die Donau begraben worden“ (II 578). Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Abelin seiner Tendenz entsprechend bei der Auswahl der Quellen entschieden hat. Unschwer kann man beobachten, wie er in großer Anzahl von evangelisch-schwedischer Warte geschriebene Berichte verwertet.

Wir haben also festgestellt, daß Abelin Anhänger der schwedisch-protestantischen Sache ist. Neben Aeußerungen nach dieser Seite finden sich aber auch solche, aus denen eine sich über die Parteieinseitigkeit erhebende patriotische Stimmung spricht. Des Verfassers Wunsch geht dahin, „unserem geliebten Vatterland“, „dem übelgeplagten Deutschland“, Ruhe zu verschaffen. Mit Freuden werden alle Vorschläge zur Beendigung der Kriegsunruhen begrüßt und mit Bedauern berichtet, wenn sich die Verhandlungen darüber zerschlagen haben. Der Friede wird als „der von allen getreuen Patrioten erwünschte Zweck“ bezeichnet (I

977), „danach männiglich sich hefftig sehnete“ (I 999). Das Verlangen nach Ruhe äußert sich auch in der „Conclusio Tomi Primi“, wenn er Gott „um deß mächtigen großen entstandenen Unheyls gnädige Abwendung“ bittet. Die gleiche Stimmung begegnet uns übrigens noch stärker in den Vorreden zu den von Abelin verfaßten Bänden des Mercurius Gallo-Belgicus. Er bedauert dort, daß er immer wieder Jahr für Jahr von nichts anderem berichten könne als von Rauben und Morden.

III und IV.

In der Vorrede zu dem revidierten Teil II (ed. 1637) bemerkt M. Merian: „Gestalt dann ermeldter Flitnerus in Verfertigung deß Dritten Theils dieses Historischen Wercks, so sich von Anno 1633 biß 1636 beydes inclusive erstrecken wird und allbereits in Arbeit begriffen ist, das Ampt eines unpartheyischen wahrhafften Historicus zu vertretten . . . ihm angelegen seyn lassen wirdt.“ 1639 erscheint der III. Band, der indessen die Zeit 1633—1638 umfaßt und H. Oraeus als Autor nennt. Es müssen sich demnach in kurzer Zeit die Verhältnisse derart geändert haben, daß entgegen der 1637 von Merian geäußerten Absicht der vorgenommene Zeitraum erweitert und ein anderer Verfasser bestimmt wird.

Ueber den Lebenslauf des Oräus sind wir verhältnismäßig gut unterrichtet. (Strieder Band X u. Allg. D. Biogr.) Heinrich Oraeus aus Assenheim (1584—1646) ist theologischer Schriftsteller. Nach seinem Studium in Straßburg und Frankfurt bereist er fremde Länder; z. B. hält er sich 1603 in Rom auf. Zurückgekehrt wurde er Schulmeister, aber bald finden wir ihn als Pfarrer in der Wetterau, wo er

bis 1639 bleibt. In diesem Jahre erhielt er eine mit der Schulaufsicht betraute angesehene Pfarrstelle in Hanau.

Der III. Band trägt den Namen Henricus Oraeus auf dem Titelblatt. Der IV. Band hingegen bezeichnet als Verfasser J. P. A. V. M. Trotzdem sehen wir uns veranlaßt, auch ihn dem Oraeus zuzuschreiben. Gegen Ende des III. Bandes spricht Oraeus wiederholt die Absicht aus, eine Fortsetzung zu liefern (III 1011; 1027). Es fällt nun im Anfang des IV. Bandes auf, daß dessen Autor sehr oft sich auf „unseren tomo III" beruft (IV 68 u. ö.). Besonders eine der dortigen Verweisstellen (IV 67) erregt Bedenken. Sie lautet nämlich etwa: „Von diesen Sachen haben wir schon in Tomo nostro tertio sub Anno 1638 unterschiedlicher Orten viel eingeführet unnd mit Documentis belegt, auch bald Eingangs dieses Tomi IV davon gehandelt" (ed. 1643, S. 73). Das hier gebrauchte „Wir", in das sich der Verfasser einschließt, bezieht sich offenbar auf beide Bände gleichmäßig. Das mag den ersten Anstoß dazu geben, eine Zusammengehörigkeit von III und IV ins Auge zu fassen. Einige Anhaltspunkte liefern Vergleiche der Vorreden und Schlußworte beider Bände. Ueberall finden wir hier eine merkliche Breite sowie eine mit lateinischen Ausdrücken und Zitaten durchsetzte Gelehrtensprache, die zugleich reich an Wendungen ist, welche in den Mund eines Theologen passen. Das überall besprochene Hauptthema ist die Unzuverlässigkeit des Quellenmaterials. Bis ins einzelne ließen sich Vergleiche anstellen. Z. B. der bescheidene Gedanke in der Vorrede zu IV, daß in dem Werke mehr Mühe und Arbeit als Erudition sei, findet sich schon in der Conclusio zu III, wo auf die angewandte Mühe, Fleiß und Unkosten aufmerksam gemacht wird. Zwei wichtige Andeutungen über die persönlichen Verhältnisse des Verfassers finden sich ferner in IV (nur ed. 1643). Der Autor erklärt nämlich 1643, daß ihm vor 42 Jahren England „im reysen bekant worden" sei. (Vorrede zu IV.) Es kann kaum ein zufälliges Zusammentreffen

sein, daß das Jahr 1601 uns genau in die Reisezeit des Oraeus führt. Sehr zutreffend stimmt auch für Oraeus, wenn in der Conclusio zu IV eine Fortsetzung versprochen wird, „auff den Fall wir in Gesundheit und längerem Alter, dessen wir zwar sonsten eine ergebliche Anzahl auff uns haben vermittelst Göttlicher Verleihung verfahren möchten". Oraeus, der damals 59 Jahre alt ist, mußte schon mit der Möglichkeit eines baldigen Lebensendes rechnen, das 1646 erfolgte, so daß er den 1647 erscheinenden V. Band nicht mehr besorgen konnte. Bedenken könnte erregen, warum Oraeus bei dem IV. Band seinen Namen verschweigt. Vielleicht mag er mit Rücksicht auf seine neue Lebensstellung in Hanau seit 1639 es vorgezogen haben, 1643 nicht mehr sich zur Verfasserschaft offen zu bekennen. Als Schriftsteller, der bereits auf theologisch-polemischem Gebiet tätig war, ist er pseudonyme Veröffentlichungen gewöhnt. Er hat nämlich unter einer ganzen Reihe angenommener Namen geschrieben (cf. Strieder). Die Anfangsbuchstaben J. P. A. waren ihm durch die 1637 erfolgte Ausgabe des II. Bandes an der Hand gegeben, worin Flitner den Namen Johann Philippus Abelinus also abgekürzt hatte. Das ganze Gepräge der beiden Bände III und IV stimmt endlich in allen wesentlichen Punkten überein, so daß wir kein Bedenken zu tragen brauchen, diese beiden Teile des Theatrum gemeinsam zu besprechen.

Um einen Einblick zu gewinnen, auf welchem Gebiete und in welchem Sinne Oraeus sich gelegentlich schon schriftstellerisch betätigt hat, sei der Titel eines zufällig zur Hand gekommenen Flugblattes vom Januar 1632, das mit Henricus Oraeus unterzeichnet ist, angeführt: „Eyfferige Dancksagung für die wunderthätige Errettung und Sieg, welche Gott seinem heiligsten Nahmen zu Ehren und der Evangelischen Kirchen Teutschen Lands zur Fortpflanzung wider den Antichrist. Durch den Durchleuchtigsten und Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Gustavum

Adolphum, König der Schweden, Gothen und Wenden etc. Als einem Gedeon sieghafft verliehen; Sampt einem Gebett: Daß Gott der Allmächtig der Königl. May. ferneren Sieg wider den Antichrist und Gottes Feinde verleyhen und Sie vor allem Unfall behüten und bewahren wolle. Allen Evangelischen Christen und trewen Teutschen täglich zusprechen. Getruckt Im Jahr 1632." Wenn wir von der in solchen tendenziösen Flugblättern gewöhnlichen Schärfe absehen, so ist es doch klar, daß wir hiernach eine religiös-politische Stellung unseres Autors zu erwarten hätten, die sich mit den Anschauungen Abelins zum mindesten deckt, wenn nicht über sie hinausgeht. Allein es fällt schon auf, daß sich auf dem Titelblatt des Bandes III die Worte: „mit großem Fleiß und sonderbahrer Treu gantz unparteyisch und ohne Affection gestellet" finden. In der Vorrede an den Leser betont Oraeus weiter, daß der Scribent als sacerdos veritatis seinen Affecten nicht nachgeben dürfe. „Die Affecten, sagt man, sind böse Rathgeber und wer derselbigen Einraunen folget, muß offtermahlen neben der Wahrheit her spatzieren und entweder betriegen oder betrogen werden." Der Scribent soll „auch dasjenige, was ihme doch widrig, ohne Vorurtheil rein und unverschrenckt erzehlen." Oraeus versichert, daß er sich nie unterstanden habe, deß Lectoris Judicium auf halbem Wege zu intercipieren oder auffzufangen. Im Verlaufe seiner Darstellung betont er wiederholt, daß er sich mit Mutmaßungen, die man über den einen oder den anderen Vorfall angestellt habe, nicht abgeben, sondern das Urteil dem Leser anheimstellen wolle (III 576; IV 5; 123 u. ö.). Doch nicht nur in Worten, sondern auch in der Tat bleibt Oraeus seinem Vorsatze, ohne Hervorkehrung der eigenen Affekte zu schreiben, getreu. Die durch die katholischen Reformationen entstehenden Mißstände schildert er ruhig und sachlich, nicht wie Abelin in so grellen Farben, daß die Erzählung einer Anklage gleichkommen mußte. Ist wirklich einmal ein im protestantischen Sinne wirksames Interesse zu ver-

spüren, so ist der Autor sofort schon mit einer einschränkenden Entschuldigung bei der Hand. Sagt er so einmal: „wir erdichten allhier nichts in odium Patrum, sondern referiren pure wie es an uns kommen", dann verrät er deutlich hiermit, daß er auf ein Gebiet getroffen ist, auf dem für ihn die Gefahr bestand, vom Pfade der Unparteilichkeit abzuweichen (III 34 cf. IV 786). Man darf auch nicht von einem wirksamen Durchdringen der Anschauungen des Verfassers auf politischem Gebiet reden. Oraeus zählt nicht nur die Uebergriffe der kaiserlichen Truppen auf, sondern er vergißt auch nicht, die Ausartung der schwedischen Soldateska zu kennzeichnen. Ebenso läßt sich ihm in der Quellenauswahl nicht gesuchte Einseitigkeit vorwerfen. Wir finden wohl Quellen von schwedischer Warte, die in den Schweden die vom göttlichen Beistand bedachte Partei sehen (III 90 u. ö.). Allein daneben sind Berichte verwertet, die von einer der kaiserlichen Partei nahestehenden Seite gegeschrieben sind und von der Tyrannei der schwedischen Feinde reden. (III 317 u. ö.). Wir sind bei dieser Zurückhaltung des Autors nicht in der Lage, seine politischen Anschauungen scharf zu erkennen. Einmal allerdings bei der Ausdeutung eines Mondzeichens gibt Oraeus uns Gelegenheit, einen interessanten Einblick zu gewinnen, in welcher Richtung sich seine politischen Hoffnungen bewegen. Nachdem er nämlich eine fremde Auslegung des Wundergesichtes wiedergegeben hat, sagt er weiter: „So wir aber den Deutungen etwas nachgehen solten, wolten wir viel eher darfür halten, der kleine Mond bedeute ein kleines beständiges Häufflein, so sich mit dem großen in einen Vollmond wachsenden aber auch der Lunarischen Unbeständigkeit unterworffenem Hauffen noch werde vereinigen, also auß der großen Religions-Discrepantz etwas einiges noch werden müssen, welches seinen Ingressum mit deß Königs zu Schweden Erscheinung und Ankunfft auch dessen Bildnuß Widerkunfft angefangen habe und fortan continuiren werde."

(III 92). Beachtenswert ist das besondere Interesse für die Person Gustav Adolphs, dessen Auftreten als Beginn einer Bewegung angesehen wird, die noch einmal zur Beilegung des Religionszwistes führen möge. Ganz ähnlich redet er in der Conclusio zu IV (ed. 1643) von der „Discrepantz", aus der der Krieg entsprungen sei, und von der erstrebenswerten Einigung in Glaubenssachen, wobei er fortfährt: „Leben demnach der Christlichen Hoffnung, es solle diese Unitet zum wenigsten gantz Teutschland, wann wir uns zuvor biß auff ein Ende miteinander abgebissen und abgemattet haben, durch ein unpartheyisches Generale Concilium zum ersten widerfahren." Wir können also gelegentlich das Mitklingen religiös-politischer Ansichten des Verfassers beobachten, nicht aber ist, wie dies bei Band I und II der Fall war, eine offen auftretende und die Darstellung färbende Tendenz aufzuweisen.

Was veranlaßt Oraeus, der, wie der oben zitierte Flugblattitel erhellt, doch Farbe zu bekennen verstand, jetzt zu diesem maßvollen, unparteiischen Ton? Wir erinnern uns zunächst, daß Merian hauptsächlich mit Rücksicht auf die veränderten politischen Verhältnisse die ausgesprochene evangelisch-schwedische Tendenz der von Abelin verfaßten beiden ersten Bände zu mißbilligen und sich durch eine Revision dieser Teile seines Werkes vor etwaigen Anfeindungen zu schützen für gut befand. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er dann auch dem Autor des III. Bandes im voraus eingeschärft hat, eine streng unparteiische Schilderung zu geben. Diesem Verlangen des Verlegers entspricht Oraeus schon, wenn er in den Vorreden an den Leser nachdrücklich versichert, daß er es streng vermieden habe, seinen Affecten die Zügel schießen zu lassen. Er hütet sich aber auch von selbst vor Hervorkehren einer Parteilichkeit, die recht gefährlich für ihn werden konnte. Oraeus spricht dies, daß es nun angebracht sei, mit der Schriftstellerei recht vorsichtig zu Werke zu gehen, einmal etwa mit folgenden Worten

aus: „Dann es ist bekandt und gantz unverneinlich, daß so irgend zu einer Zeit bös, beschwerlich und gefährlich Historien und vergangene Geschichten zubeschreiben, so ist es fürwahr besonders zu dieser bösen und betrübten Zeit.“ Doch nicht nur unter dem Zwang äußerer Verhältnisse schlägt Oraeus in dem III. und IV. Bande einen so maßvollen Ton an. Es bieten sich uns vielmehr Anhaltspunkte, daß er in der späteren Zeit, in der er am Theatrum Europaeum mitarbeitet, bereits eine mehr auf den Frieden als auf den Streit bedachte Gesinnung angenommen hat. Politische und persönliche Erfahrungen wirken hier gleichmäßig auf unseren Verfasser ein. Gustav Adolf, dessen einnehmende Persönlichkeit so viele veranlaßt hatte, gut schwedisch zu werden, war bei Lützen gefallen, und in der Zeit nach der Schlacht bei Nördlingen war die schwedische Sache wenig vom Glück begünstigt. Viele evangelische Stände, vor allem das maßgebende Sachsen, einigten sich mit dem Kaiser. Die schwedischen und sächsischen Glaubensverwandten kämpfen sogar „unchristlicher und feindseliger Weise“ gegeneinander (III 581). Schon im Hinblick auf diese politischen Verhältnisse konnte man schwerlich einen Standpunkt behaupten, der das Recht ausschließlich auf der einen Seite sehen wollte. Sodann aber war sicherlich das, was Oraeus als Pfarrer in der Wetterau lange Zeit mit eigenen Augen vom Kriegstreiben geschaut hatte und drum im Theatrum mit lebendigeren Farben schildern konnte, nicht ohne nachhaltigen Einfluß. Er mußte erfahren wie „beyde Freunde und Feind furios und Tyrannisch gehandelt, daß man keinen Unterscheyd verspüret“ (III 719). „In dem Reich gieng es dieser Zeit erbärmlich her; die Landkinder waren vertrieben und frembde hatten das Reich ein, welche aber noch zu Hause waren, wurden dermaßen von den frembden Völckern gehandelt, daß sie lieber das bittere Elend hätten bauen, als den Untergang deß Vatterlandes sehen sollen. Auff einer Seyten wüteten die Schweden, Finnen, Lappen, Irrländer

und dergleichen auff der andern Croaten, Cossaggen, Polacken, Hussaren, Spanier, Wallonen und wuste niemand, wer da Freund und Feind wäre, dann es war da kein Unterscheyd“ (III 365). Mit einem Wechsel in der Besetzung eines Ortes ist weder dem privaten noch dem gemeinen Wesen gedient, denn beide Parteien hausen ja in gleicher Weise (IV 196). Durch die fortdauernde Kriegsnot ist Oraeus schon gegen alles das abgestumpft. Er will nicht viel Worte machen, zumalen weiln das fast männiglich, was der Soldateska procedere mit sich bringe, bewußt ist, welches man mit wenig Worten: la maniere & raison de guerre das ist Weise und Eigenschaft des Krieges zu entschuldigen pflegt (IV 120). Es ist aus diesen Gedankengängen verständlich, wenn deshalb bei Oraeus eine unwillige Empfindung über die Okkupation deutschen Gebietes durch die Franzosen auftauchen kann. „Hätte man gar alles noch einnehmen können“, sagt der Verfasser, „es würde am guten Willen nit ermangelt haben“ (IV 9 cf. 194). Wie das anhaltende Kriegselend einerseits dazu veranlaßt, gegen alle daran beteiligten Parteien sich ablehnend zu verhalten, so mahnt es andererseits dazu, auf eine Beruhigung des eigenen Landes zu sehen. Alle Hoffnung, der Not abzuhelfen, stützt sich auf einen die streitenden Parteien einigenden Frieden. Drum spendet Oraeus Lob allen denen, die sich um die Friedensbestrebungen verdient machen, ganz abgesehen davon, auf welcher Seite sie stehen, dem Kurfürsten von Sachsen (III 375), dem Landgrafen Georg von Hessen (III 306) ebenso wie dem Erzbischof von Mainz (III 684), dem Kaiser (IV 300; 309) und dem Papst (III 901; IV 107, 150). Als er allerdings 1641 auf eine gegen die Protestanten gerichtete Schrift des Papstes zu sprechen kommt, kann er es sich einmal nicht versagen, seine bisherige Beurteilung des Oberhaupts der katholischen Kirche zu korrigieren und zu bemerken, daß dies am Teutschen Frieden nichts hat befördern wollen (IV 482). Dürfen wir also nicht von einer

beherrschenden Tendenz bei Oraeus reden, so doch von einer Stimmung, die als Grundton den III. und IV. Band des Theatrum durchklingt, nämlich der Sehnsucht nach Ruhe und Frieden. Sobald nur das Wort Friede fällt, wird es mit Attributen wie heilsam, gemeinnützig, hocherwünscht, lieb, gülden u. ä. ausgeschmückt. Mit Interesse verfolgt Oraeus die Friedensverhandlungen. So sagt er einmal: „man hat allerseits gute Hoffnung zur Widerbringung eines allgemeinen, beständigen und seeligen Friedens getragen“ (III 414). Er begrüßt es, wenn sich eine Thür zum Friedens-Eingang zu eröffnen scheint und beklagt es, wenn leyder nichts anders als eine beharrliche Fortführung und Flamme der Kriegswaffen aller Orten erfolgt (IV 1) und man nur den Frieden auf der Zunge getragen hat (IV 67). Sein Bedauern darüber, daß die Friedensverhandlungen sich in Aeußerlichkeiten ergehen und aufhalten, anstatt schnurstracks auf das Endziel loszugehen, liegt in den Worten: „Wie oft ist von den Leutmaritzischen, Pragerischen und Pirnischen Friedens Tractaten gesagt und geschrieben! wie begierig hat mans gehört und gelesen! wie viel tausend mal lieber und begieriger hätte man den Effect und Nachtruck gesehen! aber so offt davon geredt, so wenig hat es fortgehen wollen.“ (III 375).

Der schon durch das Arbeiten mit Ausrufezeichen an der letztzitierten Stelle hervortretende Schwung erinnert uns an den Kanzelredner Oraeus. Daß der Autor Theologe ist, ist nicht ohne Einfluß auf die Form der Darstellung gewesen. Es soll indessen nur noch auf ein öfters wiederkehrendes Merkmal aufmerksam gemacht werden, nämlich auf den Hang zum Moralisieren (III 77). Die Heimsuchungen durch „Krieg, Theuerung und Pestilentz“ geben Anlaß zu bedenken, „warumb uns Gott der Herr so kräfftiglich heimbsuchet“ (III 607). Die zahlreichen Wunderdinge, die Oraeus als merkliche Zeichen göttlichen Zornes faßt, mahnen

uns, von unsern bösen Wercken, die wir sowohl publicis als privatis Actionibus begehen, nachzulassen (IV 124).

Als theologischer Schriftsteller hat sich Oraeus vornehmlich mit Schriften befaßt, die strittige religiöse Probleme erörtern. Auf dem Gebiete historisch-kompilatorischer Arbeit ist er aber Neuling. Daher fällt seine Darstellung gegenüber der Abelins bedeutend ab. Sehr ungeschickt ist zunächst seine Ordnungsmethode. Er hat die Wahl zwischen einer Rubrikeneinteilung, wofür Abelin das naheliegende Vorbild gab, und der gewöhnlichen streng chronologischen Methode. Oraeus entscheidet sich im III. Bande für einen Mittelweg. Er überträgt eine Länderordnung nicht wie Abelin auf ein ganzes Jahr, sondern auf einen Monat, innerhalb dessen er dazu noch möglichst eine Tagesordnung erstrebt. Da er aber natürlich nicht genug Stoff hat, um jedes Land innerhalb eines Monats aufführen zu können, so bleiben von der Rubrikenabteilung nur kaum bemerkbare Spuren und hervor tritt allein die chronologische Ordnung, weshalb er sehr mit Recht sein Werk schon im Eingang des III. Bandes als chronologicum opus bezeichnet. Die Darstellung bietet infolgedessen ein Bild innerer Zerrissenheit, worüber auch die phantasievollsten Uebergänge nicht hinweghelfen wollen. Zerteilt doch Oraeus zugunsten seiner Monatsgruppierung alle Quellen, die sich über mehrere Monate erstrecken. Dabei macht er sogar ganz ungeschickte Fehler. Für den Februar 1633 z. B. schildert er aus einer Quelle die Ereignisse an der Weser. Als er im März die gleiche Quelle wieder aufnehmen will, weiß er nicht mehr, wo er beim Februar aufgehört hat und wiederholt nochmals größere Partien. Es deckt sich also in diesem Falle das Ende des Februarberichts (III 23) fast wörtlich mit dem Anfang des Märzberichts (III 23). Solche Dubletten finden sich aber nicht vereinzelt, sondern recht oft (III 75 cf. 84; 254 cf. 269). Dieses Ordnungssystem des Oraeus hat sicherlich wenig Beifall gefunden, zumal die Darstellung

gegen die Abelins deutlich abstach. So erklärt es sich, daß Oraeus im IV. Bande zu einem anderen, sichtlich an Band I und II anknüpfenden Verfahren übergeht, das er in der Vorrede zu IV mit folgenden Worten ankündigt: „Wir haben eine solche Ordnung und methodum in opere geführet, daz wir von einem Königreich und Land zum andern durchs gantze Jahr gegangen, deß meistens von Hispanien und ex parte von Italien angefangen und jedes Jahr mit der Kay. und Schwedischen Armaden actionibus, in welche die Teutsche Nation mit eingeschlossen und viel darinnen concurriret biß auff die Varia und allerley ereignete accidentia, die keinen sonderbahren Titulum füglich haben mögen, geendet haben“ (Vorrede zu IV ed. 1643). Mit dieser neuen Anordung wird aber deshalb die Darstellung nur wenig besser als in III, da Oraeus sie gar nicht von Anfang an einführt, sondern immer noch sich scheut, von der Chronologie abzugehen. Sodann macht er den Fehler, daß er die deutschen Kriegsereignisse, die den meisten Raum einnehmen, in allzuviel einzelne kleine Kriegsschauplätze säuberlich zu trennen sucht und dabei keinen größeren Ueberblick gewinnen kann. Auch Spuren nachlässiger Arbeit sind wieder recht häufig. Einzelne Ereignisse finden sich in meist wörtlicher Wiederholung mehrere Male (z. B.: die Einnahme von Laredo und S. Antonio IV 16, 34, 121; ein Munitionsverzeichnis vom Hohentwiel IV 552 und 792). Auf schlechte Umformung der Quellen zurückzuführende Spuren ihrer ursprünglichen Fassung (z. B.: „der unsrigen Werke“ III 85; IV 362) gehören bei Oraeus nicht zu den Seltenheiten. Ueberhaupt ist die Verarbeitung in beiden Bänden recht schlecht. Ganz deutlich lassen sich noch die einzelnen Stücke, aus denen die Darstellung zusammengeflickt ist, erkennen. Einmal wird sogar eine „Relation auß Hamburg vom 30. November styl. vet. wie Gen. Arnheimb auß Schwedischer Gefängnuß entkommen“ (III 1020) samt dieser im Druck besonders hervorgehobenen Ueberschrift zitiert. Unter dem

beigebrachten Quellenmaterial fällt sehr deutlich in die Augen die ergiebige Verwertung kurzer depeschenartiger Berichte, die durch Angabe eines genauen Datums, des Ausgangspunktes, bisweilen sogar der Uebergangsstation sowie durch besondere Introduktionen („es wird advisirt", „berichtet", „die Zeitungen haben mit sich gebracht" usw.) unschwer in beiden Bänden erkennbar sind. Es sind Nachrichten, die für die Zeitungen oder Advisen bestimmt sind, aus denen sie der Autor entnommen haben mag. Zu ihren charakteristischen Merkmalen gehört eine große Unzuverlässigkeit. Kein Wunder, daß daher der Verfasser in den Vorreden zu III und IV sich über die Unsicherheit seiner Quellen beklagt und auch in der Darstellung selbst fortgesetzt mit widersprechenden Nachrichten sich abmühen muß. (III 141, 197; IV 614, 699). Besonders schlimm steht es mit den ferner gelegenen Ereignissen z. B. den Türkenkämpfen (III 281), worüber man Schreiben „ordinarie nur über Venedig" empfängt (IV 699), oder dem polnisch-moskowitischen Krieg (III 179).

Die ungeschickte Anordnung, die flüchtige Bearbeitung und die Verwertung unzuverlässigen Quellenmaterials, worauf Oraeus, der sofort nach Ablauf der zu behandelnden Ereignisse diese beschreibt und demnach das Einlaufen der späteren bestimmten Nachrichten nicht abwarten kann, angewiesen war, haben stets zu den abfälligsten Urteilen über Band III und IV geführt. Gryphius macht auf den Unterschied zwischen den beiden ersten und den folgenden Bänden aufmerksam. Sulpicius sieht am Theatrum eine Bestätigung der Tatsache, daß ein gut begründetes Unternehmen leicht dadurch, daß es in eine ungeübte Hand kommt, verdorben werden könne. Dementsprechend lobt er Band I und II, während er im Gegensatz dazu von den späteren Teilen sagt: eo minus posteriores possunt aestimari, qui, cum eadem praesidia prae se ferre volebant, revera . . . non nisi ex rumoribus vulgi desumptas relationes saepius

sibimet ipsis post tertiam aut quartam paginam contrarias continent.

Wir wollen endlich nicht unterlassen die Verwandtschaft, die zwischen den Meßrelationen und allen Teilen des Theatrum besteht, auch an einem Beispiel aus den von Oraeus stammenden Bänden zu illustrieren.

Theatrum IV ed. 1643 S. 77.	*Rel. Hist. HM 1639-OM 1640. S. 57.*	*Merc. G.-B. tom. XXII lib. 4 S. 82.*
. . . sampt vielen andern Materialien, sie erledigten auch den gefangenen Obristen Zschirnhausen, erhielten 3 Flüsse die Warte, Notetz und Trotte *sampt 30 Stättlein und Oerter dieselben in Contribution zu setzen unnd gewannen einen Platz von grosser Importantz:* auch blieb der Brandenburgische Commendant Obr. Leutenant Grebel von zwei Picquen-Stichen in seinem Schlaf-Peltz darüber todt.	. . . sampt vielen andern praeparatoriis befunden. Es ist auch zugleich der gefangene Schwedische Obr. Zschienhausen seiner captur entlediget unnd *nicht allein Preussen von Churbrandenburg hiedurch abgeschnitten,* sondern auch die Ströme Warta, Notez und Trage zum Behuff der Schwedischen verlohren unnd der Chur-BrandenburgischeCommendant Obrister Leutenant Grebe in seinem Schlafpeltz mit zween Spiessen erstochen worden.	. . . aliorumque apparatuum bellicorum et tormentatiorum copiam inibi reperunt et non solum Tribunus Zschinhusius nuper interceptus in libertatem rursum assertus ac Borussia a Marchia nova per hanc expugnationen divisa verum etiam Commendator Brandenburgicus Locumtenens primarius Grebius in pellicea sua chlamyde binis bipamibus confectus et interfectus est.

Es bestätigen sich hier die bisherigen Erfahrungen. Teils hat das Theatrum, teils die Meßrelation ein Plus aufzuweisen, d. h. bald benützt das Theatrum bald die historische Relation die beiden zugrunde liegende Quelle ausführlicher. Der Mercurius, in dem die Worte der Meßrelation: „auch die Ströme Warta, Notez und Trage zum Behuff der Schwedischen verlohren“ fehlen, ist wieder am kürzesten.

V.

Band V ist erschienen in den Jahren 1647, 1651 und 1707. Eine längere Einleitung des Verfassers über die ver-

schieden einzuschätzenden Arten der Bücher ist schon in der zweiten Ausgabe weggelassen. Außerdem nimmt die Seitenzahl mit jeder Neuauflage erheblich ab. Die letzte Ausgabe nennt sogar den Namen des Autors Lotichius nicht mehr. Ueber den Lebenslauf des Johann Peter Lotichius gibt die Allg. D. Biogr. ausreichenden Aufschluß. Er ist Leibarzt, Rat und Historiograph Ferdinands III. gewesen. Seinen Aufenthaltsort hat er sehr oft gewechselt. Zur Zeit der Abfassung des Theatrum weilt er wieder einmal in Frankfurt a. Main. Medizinische, poetische, philologische und historische Bücher entstammen seiner Feder. Zu den letzteren gehört eine in Latein abgefaßte deutsche Geschichte für 1617—43 und Band V unseres Theatrum, der die Zeit 1643 bis Juli 1647 umfaßt. Daß Lotichius Arzt von Beruf ist, das äußert sich im vorliegenden Bande bisweilen durch ein besonderes Interesse für medizinische Fragen. So widmet er z. B. der Erzählung von einem Heilbrunnen zu Hornhausen, worüber sich in der Frankfurter Meßrelation nur ein kurzer Bericht findet, eine längere Abhandlung (V 1117 bis 1120), worin genau die Wirkungskraft des Heilwassers für unterschiedliche Krankheiten besprochen wird.

In dem dringenden Ruf nach Frieden und dem Zurückhalten eigener Ansichten hat Lotichius vieles mit Oraeus gemein. Auch bei dem Verfasser des fünften Bandes ist der überall durchklingende Grundton die Sehnsucht nach der Beendigung des deutschen Krieges. Schon wenn er in der einleitenden Vorrede (ed. 1647) auf die deutsche Nation zu sprechen kommt, macht er dazu die wehmütige Bemerkung: „als bey welcher dieser langwürige, blutige und erbärmliche Krieg seinen Anfang genommen und gleich einem verzehrenden Fewer, Gott erbarm es! noch immerdar wäret“. Seine Gedanken konzentrieren sich daher auf das eine Ziel, die Beilegung des verderbenbringenden Zwistes. Der Friede ist ein heylsames und gemeiner Christenheit nothwendiges Werck (17), nach dem jedes gerade und redliche

Gemüt ein sonderbares Verlangen trägt (81). Lotichius lebt der Hoffnung, daß der liebe Gott nochmals die güldenen Friedensstrahlen hinwiederum scheinen lassen möge. Mit Interesse verfolgt der Autor die schleppenden Friedensverhandlungen, bei denen die consilia sich nach dem eventus belli zu richten pflegen. Schon das Titelblatt vermerkt nicht mit Unrecht, daß neben dem weltlichen Regiment und Kriegswesen auch die zwischen mehrenteils kriegenden Partheyen nacher Münster Oßnabrück angesetzten bishero gepflogenen General-Friedens-Tractaten zu Wort kommen sollen. In einer Zeit, in der alles mit dem Zwang und der Gewalt der leidigen Waffen verrichtet werden will (84), werden alle Bestrebungen, die auf friedlichen Ausgleich der zum Krieg reizenden Gegensätze ausgehen, mit Freuden begrüßt. Dem König Wladislaus IV. von Polen gebührt deshalb, weil er durch das sogenannte Colloquium Charitativum zu Thorn 1645 eine Aufhebung der vorhandenen religiösen Spannung in seinem Lande zu erreichen sucht, wegen seines gottseligen Eyffers ein sonderbares unsterbliches Lob (561). Es schätzt also Lotichius ganz ähnlich wie Oraeus Personen nach ihrer Ab- oder Zuneigung zu friedenbringenden Unternehmungen ein. So wird weiter die Interposition Dänemarks zum Frieden als hochlöbliche Sorgfalt gepriesen (14). Es sichert ferner schon die Begierde und Neigung zum lieben Frieden, die sich der Kaiser sehr angelegen sein läßt (13, 815), ihm eine günstige Beurteilung. Unter dem gleichen Gesichtswinkel wird der neue Papst betrachtet. „Jetziger Pabst ist sehr zur Auffrichtigkeit geneigt, führet in seinem Wapen den Olivenbaum dahero man gute Hoffnung zum Frieden schöpffet“ (443); so gibt er uns über die Person des neuerwählten Innocenz X. Aufschluß.

Wie sich Lotichius zu den Parteiungen seiner Zeit verhält, darüber müssen wir zunächst seine Darstellung selbst befragen. Doch sie bietet uns nur wenige Anhaltspunkte. Der Autor weiß die Aufrichtigkeit des von ihm wie allen

andern ausgesprochenen Wunsches, eine unparteiische Darlegung zu liefern, in mannigfacher Weise zu bekräftigen. Trifft er auf eine Stelle, an der die Quellen entsprechend den Passionen und Affekten eines jeden Berichterstatters auseinandergehen, so befolgt er das bei allen unsern Verfassern in diesem Falle übliche Verfahren, beiderseitige Berichte sowohl kaiserliche als schwedische dem Leser darzubieten (534—544). Führt er einmal eine Relation an, die bereits eine Beurteilung der Sachlage enthält, so stellt er es dem Leser anheim, dieser Auffassung seinen Beifall zu geben (318, 236). Auch in der Schilderung des Verhaltens der beiderseitigen Truppen verfährt Lotichius gleichmäßig. Von schwedischer wie von kaiserlicher Seite weiß er von Räubereien und Verwüstungen zu erzählen. Allerdings verwendet er auf dieses Thema nicht allzuviel Zeit, da er sich ausdrücklich bewußt ist, daß der Leser, für den sein Werk bestimmt ist, aus langjähriger eigener Erfahrung die Not des Landes kennt. Nach diesen bisher angestellten Beobachtungen hätten wir es also mit einem Manne zu tun, der darauf bedacht ist, eine von eigenen Ansichten ungetrübte Darstellung zu liefern. In der Tat gelingt es nur mit Mühe und auf Grund weniger Belegstellen über die Parteistellung des Verfassers klar zu werden. Allerdings, was er von den Kämpfen der Christen und Türken hält, das verschweigt er nicht. Der „Erbfeind christlichen Namens“ benutzt den „von gantzen dreyßig Jahren hero währenden, hefftigen, blutigen und continuirlichen Krieg, in dem die Christenheit gleich als in einer Stadt und Vestung unter einander uneinig, um nun mit hellem Hauffen aus gantz Asien herfür zu brechen und den Christen gegenüber den Meister und Garaus zu spielen“ (644). In dieser Einschätzung des Türken als des Feindes der Gesamtchristenheit trägt uns der Verfasser aber keine etwa für ihn besonders charakteristische Meinungsäußerung vor, vielmehr teilt er darin die Anschauung aller unserer Autoren, wie seiner Zeit überhaupt. Weit inter-

essanter, aber äußerst selten, so daß sie unter der Masse des gebotenen Stoffs verschwinden können, sind einige wichtige Bemerkungen, mit denen Lotichius seine Ansichten über Entstehung und Stand des gegenwärtigen Krieges durchblicken läßt. Dem weisen Wladislaus IV., der auf eine friedliche Einigung der Religionsstreitigkeiten bedacht ist, teilt einmal der Verfasser seine eigenen Reflexionen zu, wenn er sagt, der Polenkönig habe gesehen und erfahren, „daß die bißhero enthobene und eingerissene Strittigkeiten in der Religion in dem Heil. Röm. Reich Teutscher Nation die Gemüther Chur-Fürsten und Ständen mercklich alienirt und divellirt. Daher dann auß sothanen einschleichendem Mißtrauen fürters beyderseits Bündnussen als Union eines und die Liga anders theils entsprossen. Und diese brennende Kohlen etliche Jahr lang gleichsam unter der Aschen gelegen, biß endlich die zuförderst auch in der Religion strittige Böhmische Stände solche glimmende Aschen meisterlich auffgeblasen und in ein brennende Kriegs-Flamm außgebreitet. Welche hoch schädliche Funcken nun in so viel Jahr lang durch gantz Teutschland geflogen und in ein betrübten, innerlichen, hefftigen biß dato leyder! ohn unterlaß continuirlichen Kriege nach dem andern häuffig ausgeschlagen“ (561). Aus diesen Worten spricht wieder die durch das langjährige Elend hervorgerufene Abneigung gegen den leidigen Krieg. Allein diese wehmütige Stimmung steigert sich hier zu einer gewissen Verbitterung, deren Spitze gegen die sich wider die kaiserliche Regierung empörenden böhmischen Stände, von denen die ersten Ursachen des Zwistes ausgegangen sind, gewendet ist. Daß diese Worte wohl in solchem Sinne aufzufassen sind, das bestätigt eine auf gleicher Linie sich haltende Stelle, an der sich Lotichius gegen das Verhalten der schwedischen Armee abfällig äußert und dagegen für die Sächsischen, Bayerischen und Kaiserlichen einzutreten sich veranlaßt sieht (502). „Von alters her pfleget man zu sagen: Felicitatis comes est insolentia:

Bey Glück ist gemeiniglich Hochmuth. Solches konte man bey nahe dieser Zeit von Schwedischen, wo nicht allen jedoch den mehrentheil verstehen. Sintemalen nach dem aus Göttlicher sonderbahrer Verhängnuß etliche Jahr hero wolen bey deß trefflichen Königs Gustavi Lebzeiten als nach dessen tödlichen hintritt selbige Völcker im Heiligen Römischen Reich Teutscher Nation starcke Progressen gethan und unterschiedliche Victorien erhalten, ist auch obiges Sprichwort an ihnen so weit wahr geworden; so daß die Kriegs-Fortun die gewöhnliche Insolentz bey vielen nach sich gezogen.“ In diesen Sätzen sind zunächst die verschiedenen Abschwächungen zu beachten, die ebenso wie die bald danach folgende Bemerkung des Verfassers, daß er aus Schriftstücken den schwedischen Hochmut belegen könne, noch als Nachwirkungen der fest vorgenommenen Unparteilichkeit verstanden werden können. Aber auch dann bleibt ganz offenkundig, daß wir es hier mit Aussagen zu tun haben, die einer antischwedischen Tendenz entspringen. Die nächste Ursache zu diesen schwedenfeindlichen Aeußerungen gibt die Fortsetzung der zitierten Stelle. Zu der Mißachtung, die die Schweden ihren Gegnern angedeihen lassen, bemerkt Lotichius nämlich weiter: „Gleichsam als ob die Schwedischen allein Soldaten wären hingegen Chursächsische, Chur-Bayerische und Kayserliche nur fungi & pepones und ihnen nicht zu vergleichen, da doch diese hefftige langwierige Kriege von fremden einbrechenden Nationen mehrentheils mit Teutschen gegen und wider die Teutschen allein wegen Zwyspalt in der Religion verführet werden. Benebenst auch vielbesagte Schwedische bei Nürnberg, Lützen, Nördlingen, Freyberg und andern Treffen der Kayserlichen, Bayerischen und Sächsischen Valor empfunden und geprüfet.“ Hier regt sich auch das Nationalbewußtsein unseres Autors. Er mag es nicht ungerügt lassen, daß fremde Eindringlinge, die dazu noch mit deutschen Söldlingen ihre Schlachten schlagen, seinen Landsleuten Feigheit vorwerfen. Es ist also eine

weite Kluft zwischen Abelin, der in den Schweden die Retter und Schirmer evangelischen Glaubens sieht, und Lotichius, dem kaiserlichen Leibarzt und Historiographen, der sie als die sich in den deutschen Religionsstreit einmischenden Fremdlinge betrachtet. Die Brücke zwischen diesen Anschauungen kann uns Oraeus bieten. Die ideale Auffassung Abelins von der schwedischen Hilfeleistung, die schon Oraeus wegen seiner ernüchternden persönlichen und politischen Erfahrungen nicht mehr aufrechtzuerhalten wagte, kommt bei Lotichius ganz zu Fall.

Wir haben also eine nicht schwedenfreundliche Tendenz des V. Bandes festgestellt, waren aber im wesentlichen nur auf eine einzige Stelle angewiesen. Allein der Verfasser der beiden nächsten Bände gibt uns in dieser Hinsicht einige sehr willkommene Unterstützungspunkte. Im Anfang des VI. Bandes führt Schleder zum Teil die letzten Ereignisse von V nochmals vor. Wenn er auch im allgemeinen direkte Wiederholungen vermeiden will, so kann er es sich doch nicht versagen, in einzelnen Punkten die Mitteilungen seines Vorgängers zu kritisieren und ihnen zu widersprechen. Schleder hat etliche Male Anlaß gefunden, Lotichius zu korrigieren, und zwar tut er dies in einem fast spöttisch klingenden Tone, so daß es den Anschein erwecken muß, daß die unrichtigen Angaben des V. Bandes weniger auf schlechter Kenntnis als auf einseitiger Auswahl des Quellenmaterials beruhen. Nehmen wir diese Aenderungen Schleders zusammen, so zeigt es sich, daß Lotichius die schwedischen Verluste überall zu hoch angegeben (VI 4, 6, 7) und damit die kaiserlichen Vorteile vergrößert hat. Einen Einblick in diese Sachlage gewährt der Vergleich der Erzählungen von einem Treffen bei Triebel 1647 in Band V, VI und der gleichfalls von Schleder stammenden Meßrelation. Lotichius gebraucht eine einseitig kaiserliche Relation (V ed. 1647, S. 1393 f.), Schleder hingegen in der Meßrelation einen schwedisch gefärbten Bericht (Rel. Hist. O. M. — H. M. 1647,

S. 81 und 82). Das ist der deutlichste Beweis, daß in dem gleichen Jahre, in das jenes Treffen fällt, noch keine zuverlässigen, sondern nur parteiische Nachrichten vorliegen. Allerdings, Lotichius entschließt sich entsprechend seiner Tendenz lieber für die kaiserliche Quelle, von der Schleder ausdrücklich versichert (VI 6), daß sie ihm nicht bekannt geworden sei. In Band VI nimmt nun Schleder gegen die von Lotichius in V verwertete parteiische Quelle Stellung, aber er benutzt im Theatrum auch seinen einseitig schwedischen Bericht, den er in der Meßrelation vor etwa fünf Jahren verwertet hatte, nur noch mehr an einzelnen Stellen, während er in der Hauptsache eine sehr genaue, beide Parteien gleichmäßig behandelnde Erzählung bieten kann (VI S. 5 u. 6). Daraus sehen wir zugleich, daß dem Theatrum in den Teilen, die in einem größeren Abstand von den Ereignissen geschrieben sind, zuverlässigeres und besseres Material zur Verfügung steht.

Wie an dem soeben nur kurz skizzierten und der Umständlichkeit wegen nicht zitierten Beispiel ersichtlich war, daß das Theatrum in Band V gelegentlich ganz andere Relationen als die Meßrelation benützt, so mag nunmehr noch ein Beleg dafür beigebracht werden, wie auch da, wo nahe Verwandtschaft zwischen beiden Unternehmungen besteht, nur an die selbständige Verarbeitung der gleichen Quellen zu denken ist.

Theatrum V ed. 1647 S. 1079.

Da dann mit denen auß der Vestung Gießen abgefolgten groben Stücken und Feuermörsern auch Einwerffung Granaten dem Ort hart zugesetzt worden. Also daß nach Schließ- und Fällung einer Brechen *ein Sturmb beschehen jedoch von den Nieder-Hess. abgeschlagen und verbawet worden. Ob schon nun ein Darmbstättischer Hauptmann sampt wenig andern in der Breche niedergelegt wurde. Jedoch weiln die*

Rel. Hist. OM.-HM. 1646 S. 28 und 29.

. . . . diesselbe mit denen auß der Vestung Gießen zugeschickten groben Stücken und Feuermörseln dergestalt angegriffen, Presse geschossen und mit Einwerffung Feuerballen ihnen zugesetzt, daß die darinn gelegene Nider-Hessische Völcker solche selben Abends noch (weiln der *Nachricht* nach mehr nicht dann nur 50 Mann zu Fuß unnd 10 Reutter underm Com-

Niederhessis. Defensionirer von den übrigen Außziehenden fast kaum 100 Mann zu Ross und Fuss zusammen bringen konnten. Die Bürger gäntzlich wegen ihrer Lands Obrigkeit die Hand abgezogen. Benebenst die Nacht und grössere Gefahr herein tratten; Ist darauf noch selbigen Abends die Sach zu einem Accord kommen. Also, daß folgenden Tags die Niderhess. Besatzung uff gegebene Geysel mit Sack und Pack, Ober- und Untergewehr, klingendem Spiel und dergleichen nach Kriegsmanier außgezogen. Und von Hessen Darmbstättischen biß gegen Kirchheyn convoyirt worden.

mando eines Capitains Rorich genannt gelegen) mit Accord übergeben müssen gestalt dann die Hessen-Casselische den 30. diß mit Ober- und Undergewehr, auch Sack und Pack auß- *und bey Giessen vorüber gezogen*" unnd von den Hessen-Darmstättischen biß gen Kirchhain Begleit bey sich gehabt.

Die wörtliche Uebereinstimmung im Anfang und Schluß dieser Stellen zeigt, daß beide auf die gleiche Quelle zurückgehen können. Die Meßrelation streicht aber aus dieser ursprünglichen Relation ein Stück, das infolgedessen im Theatrum als Plus dasteht, und ersetzt es durch Einfügung einer anderen „Nachricht", was durch die den Zusammenhang unterbrechenden Klammern deutlich gekennzeichnet ist. Unter diesen Umständen ist die Meßrelation sicherlich nicht Vorlage des Theatrum gewesen. An der hervorgehobenen Stelle schreibt die Meßrelation die ursprüngliche, gemeinsame Quelle genauer aus (cf. Merc. Gallo-Belg. XXVI lib. 1, S. 31).

Band V krankt wieder an denselben Uebeln wie III und IV. Sofort schon auf den ersten Seiten fällt die verhältnismäßig starke Verwertung des schlechten Quellenmaterials in die Augen, auf das Lotichius wegen des kurzen Abstands von den Ereignissen noch angewiesen ist. Die Klagen über die kurzen, unzuverlässigen Advisen, die die zuerst eintreffenden dunklen Gerüchte verbreiten und selbst bei geringfügigen und nicht allzu ferne stehenden Ereignissen fortgesetzte Disharmonie aufweisen, nehmen einen weiten Raum ein. Andauernd sieht der Verfasser sich gezwungen

festzustellen, daß ihm Contrari-Advisen und widerwertige Zeitungen vorliegen (66, 67, 95, 105, 303, 306, 318, 340, 422, 466, 553, 899, 906 u. ö.). Es handelt sich aber hier nicht bloß um geringfügige Unterschiede, sondern um scharfe Widersprüche. Soweit kommt es, daß recht oft der eine Bericht dieser, der andere jener Partei den endgültigen Sieg zuschreibt (306). Viele Mängel des V. Bandes haben ferner ihre letzte Ursache in der schlechten Anordnung. Das von Lotichius eingehaltene Ordnungssystem erinnert an das von Oraeus im III. Bande beobachtete Verfahren. Als Ordnungseinheit wird der Monat zugrunde gelegt. Innerhalb dieses Zeitraums wird jedem Kriegsschauplatz oder Land eine besondere Rubrik eingeräumt. Einen besonderen Abschnitt nehmen stets die Friedenstraktaten ein. Die Reihenfolge der verschiedenen Rubriken innerhalb eines Monats ist vielfach eine gleichförmige, aber noch keine bestimmt festgehaltene. Ist für einen derartigen Abschnitt in einem Monat zu wenig Stoff vorhanden, so wird er ruhig für die gleiche Rubrik im nächsten Monat aufgehoben. Diese Freiheit gegenüber der chronologischen Monatseinteilung, sowie ein größeres Geschick und bessere Uebung lassen die Mängel dieses Ordnungsverfahrens nicht so hervortreten wie bei Oraeus in Band III. Gleichwohl rechnet die Tradition V nicht mit Unrecht zu den von I und II sich abhebenden, schlechten Bänden des Theatrum. Auch der Verlag mag mit der Arbeit des Lotichius (1598—1669) nicht zufrieden gewesen sein, da man ihm die Besorgung des 1652 erscheinenden VI. Bandes nicht mehr anvertraut hat, und Schleder es sich gestatten kann, an den Ausführungen seines Vorgängers Kritik zu üben.

VI und VII.

Schleder ist einer der beachtenswertesten Frankfurter Kompilatoren des XVII. Jahrhunderts. Mehrere Jahrzehnte

liegt die Abfassung der Frankfurter Relationes Historicae und lange Zeit auch die des Mercurius Gallo-Belgicus, die beide im Verlag von S. Latomie erscheinen, in seinen Händen. In dem Mercurius ist er als Autor stets genannt; die Meßrelationen allerdings unterzeichnet er nur mit J. G. S. V. R. Allein in der den Zeitraum von der Herbstmesse 1658 bis zur Ostermesse 1659 behandelnden Relation (S. 10) nennt er bei Einfügung eines seiner vielfach in seine deutschen Schriften eingestreuten Gedichte seinen vollen Namen: Johann Georg Schleder von Regensburg. Auch Band VI und VII des Theatrum sind laut Titelblatt von ihm zusammengetragen und beschrieben. Band VI trägt die Benennung „Theatri Europaei sechster und letzter Theil", Band VII den neuen Haupttitel: „Irenico-Polemographia". VI beginnt mit dem Juli 1647 und reicht bis Ende 1650. Im Verhältnis zu den vorausgehenden Bänden erscheint dieser Teil ziemlich spät, erst 1652. Der Autor führt etliche, einen tieferen Einblick in die Verhältnisse der Verlagsanstalt gestattende Gründe dafür an, daß der VI. Band so spät ans Liecht kommen und sich in der Welt sehen lassen wollen (VI, Vorrede). Vornehmlich bringt der Todesfall des Verlegers (1650) einige Verwirrung. Die Erben sind unschlüssig, was sie für eine Resolution fassen sollen, zumal der älteste Sohn Matthäus nicht innheimisch ist und man seine Ankunft erwarten will. So kommt es auch, daß die Leute, die bisher gegen billigen Recompens einige Materialien zu communicieren versprochen haben, ungewiß sind, ob die Erben das kosten- und mühereiche Unternehmen fortsetzen. Sie mögen ferner befürchten, daß ihnen kein Recompens mehr geleistet oder daß die verakkordierte Vergütung geschmälert wird. Sie halten daher mit der Mitteilung von Dokumenten, besonders gedruckten und geschriebenen Relationen zurück, so daß das Werk nicht begonnen werden kann. Band VII, der die Zeit von Anfang 1651 bis Mitte März 1657 umfaßt, erscheint gleichfalls spät, erst 1663. Wiederum hat die Un-

zuverlässigkeit etlicher Leute, die Nachrichten und Pläne zu liefern versprachen, die unerfreuliche Verzögerung verursacht.

Ueber den Lebenslauf Schleders bieten die meisten der benützten Nachschlagewerke nichts; nur Joecher überliefert uns: „Schleder, Johannes George, ein deutscher Historicus von Regensburg, florirte zwischen 1652—63 und verfertigte zu dem bekannten Theatro Europaeo den 6. und 7. Tomum von 1647 bis mit 1658 unter dem Titel: Irenico-Polemographia; gab auch königliche und ertzhertzogliche Reisebeschreibungen und Andr. Corvini fontem latinitatis bicornem vermehrter heraus.“ In einem Sonett, das Schleder seiner lieben Vaterstadt Regensburg widmet (VI 984), macht er einige Andeutungen über seinen Lebenslauf. Danach ist er frühestens 1610 zu Regensburg geboren und erzogen, sodann ging er in die Fremde. Seit dem 15. Mai 1635 finden wir unseren Autor als Klassenführer der VI. Klasse des Frankfurter Gymnasiums. Am 11. August 1657 rückt er in die V. Klasse auf, die er bis zu seinem Lebensende 1689 behält (Lersner). Das besondere Interesse für seine alte und seine neue Heimat, Regensburg und Frankfurt, macht sich überall in den beiden vorliegenden Bänden in einer Weise bemerkbar, wie es zuvor nicht zu beobachten war. Von der Verlagsstadt redet er nur mit Worten wie: „bey uns in Frankfurt“ u. ä. (VI 632, 779; VII 161, 1013). Werden z. B. in vielen Städten Freudenfeiern veranstaltet, so beschreibt der Kürze wegen der Verfasser nur die Frankfurter Festlichkeiten (VI 1086; VII 365). Von Regensburg spricht er als von seiner „Geburtsstadt und werthem Vatterland“; dabei begeistert er sich so, daß er sich zu dem oben erwähnten Sonett aufschwingt. Zu diesem Hervortreten persönlicher Empfindungen paßt das lebhafte Gepräge der Ausdrucksweise. Es finden sich oft Zwischenrufe, wie: „Siehe da!“ oder „Was geschieht?“ Freudige Ereignisse und glückliche Wendungen werden mit einem „Gott Lob!“ begrüßt, traurigen und

unglücklichen Geschehnissen wird ein die Anteilnahme verratendes „leyder!“ beigefügt. Zu diesem lebhaften Stil paßt es, wenn der Verfasser vielfach in seiner Darstellung den „großgünstigen Leser“ anredet. Ein Ausfluß persönlicher Empfindungen sind ferner die Gratulationen Schleders zu glücklichen und fröhlichen Ereignissen, die meist in Verse gebracht sind (VI 939, 881, 1082; VII 97). Unser Autor gewährt auch dem Leser Einblick in seine Tätigkeit und macht ihn auf seine eigenen Arbeiten aufmerksam. Er verweist gelegentlich (VI 13) auf Mercurii mei continuati Tom. XXV, also auf den Mercurius Gallo-Belgicus, und teilt öfters mit, daß zitierte Relationen von ihm selbst ins Hochdeutsche übertragen worden sind (VI 365, 558; VII 112).

Bei einer Betrachtung der persönlichen Anschauungen der Verfasser der vorausgehenden Bände konnten wir bisweilen von der den Autor erfüllenden Friedenssehnsucht ausgehen, welche die Grundlage für Urteile nach den verschiedensten Richtungen bot. Wohl gedenkt auch Schleder noch der Kriegsnot und des allgemeinen Verlangens nach dem Frieden (VI 518, 658) und, sobald er in seinem Werke den Punkt des Friedensschlusses erreicht hat, gibt er seiner Freude darüber in einem in Reime gebrachten Segenswunsch auf Kaiser Ferdinand II und die Schwedenkönigin Christine Ausdruck. Aber dennoch ist bei ihm nicht etwa die Friedensfreude die alles andere zurückdrängende Stimmung. Die Sehnsucht nach Ruhe hat ihr Ziel erreicht und es bleibt nur noch die freudige Erinnerung an den glücklichen Friedensschluß. Daß aber auch Schleder zu den Leuten gehörte, die von ganzem Herzen eine Beendigung des leidigen Krieges wünschten, das beweisen seine Meßrelationen aus jener Zeit. Es liegt daher nahe, daß bei ihm eine einseitige Parteinahme, die nur dazu dienen konnte, die zur Ruhe gekommenen Gegensätze zu neuem Streit anzufachen, nicht zu erwarten ist. In der Tat ist von einer bestimmten politischen Tendenz nichts zu verspüren. Wenn

Schleder Gelegenheit nimmt über einzelne Staaten oder besser nur über ihre Regenten zu urteilen, so beweist er nach allen Seiten das gleiche Wohlwollen. Er zeigt sich als der Mann, der geeignet war, „königliche und ertzhertzogliche Reisebeschreibungen“ zu verfertigen. Allen möglichen Fürsten, besonders aber den Angehörigen des kaiserlichen und schwedischen Herrscherhauses, bringt er, sobald ihm seine Darstellung dazu Anlaß bietet, bei Freud und Leid alleruntertänigst seinen Glückwunsch oder Anteilnahme meist in poetischer Form entgegen. Diese nach allen Seiten sich wendende und deshalb ziellose Ergebenheit bürgt dafür, daß unser Autor die von ihm wiederholt in Anspruch genommene Parteilosigkeit in politischer Beziehung zu wahren vermag. Selbst in der Quellenauswahl verspricht er Tendenzlosigkeit. Er will nur glaubwürdige und unparteiische, bei wichtigen Begebenheiten ganz ungeänderte Berichte bringen. In zweifelhaften Fällen bietet er mehrere Relationen und läßt die Wahl vollständig frei. Gerade damit will er zeigen, „wie wenig ihm daran gelegen“, welcher Nachricht der Leser Glauben zustellen will (VI 343; VII 938). Was „allzu stachlicht und Ehren rührig“ ist, wird mit Stillschweigen übergangen (VII 626). Ueberall sonst hält er sich streng an die ihm zugestellten briefschaftlichen Urkunden und Dokumente und ist bereit, im Notfalle seine Darstellung mit „glaubhafften Documentis literariis“ zu belegen (VI 804) oder die benützten Relationen auf Begehren vorzuweisen (VII 77).

Wenn Schleder auf politischem Gebiet sich eines einseitigen Urteils enthielt, so war das daraus verständlich, daß nach dem Friedensschluß die leidenschaftlichen Parteizwistigkeiten nachgelassen hatten. Die religiösen Gegensätze indessen waren noch nicht zur Ruhe gekommen. Die Reformationen und Restitutionen gaben noch zu manchen Strittigkeiten Anlaß. Es mag daher nicht wundernehmen, wenn in religiösen Fragen der Autor gelegentlich Töne in

seiner Darstellung anschlägt, die uns in seine persönlichen Empfindungen einen Einblick gestatten. Wenn der Verfasser einmal Dinge bringt, die, wie er sagt, die Katholischen nach Möglichkeit zu unterdrücken suchen, so geht daraus schon hervor, daß er selbst auf evangelischem Standpunkt steht (VI 972). Als Protestant empfindet Schleder Mitleid mit seinen durch die Reformationen in die Enge geratenen Glaubensgenossen in Oesterreich und Schlesien. Die innere Anteilnahme verraten seine in bewegten Ausdrücken gehaltenen Schilderungen. Einmal entschlüpft ihm bei der Erwähnung des Reformationswesens sogar die Bemerkung: „gleich ob geschehe Gott dem Herrn ein besonderer Dienst daran“ (VII 179). Ganz besonders warmes Interesse zeigt Schleder bei den „Barbarischen Greuelthaten“ gegen die Waldenser (VII 832). Daß Schleder etwas auf seine Religionszugehörigkeit gibt, das geht z. B. daraus hervor, daß bei den Segenswünschen, die er seiner Vaterstadt Regensburg zuteil werden läßt, an erster Stelle die reine Lehre genannt wird. Als Verfechter der reinen Lehre zeigt sich der Autor in seiner Stellungnahme gegen Nichtchristen. Bei der Schilderung der Türkenkämpfe, in denen Venedig die Führerschaft hat, nennt er die christliche Partei durchweg nur die „Unserigen“. Er beglückwünscht die glorreiche Republik zu ihren Siegen gegen den Erbfeind christlichen Namens. Einigkeit aller christlichen Staaten gegen den gemeinsamen Feind ist sein lebhafter Wunsch (VI 801). Als Nichtchristen erfahren auch die Juden eine äußerst ungünstige Beurteilung (VI 643). Es sprechen allerdings bei dieser antisemitischen Stimmung zweifellos soziale Erfahrungen mit. So wird nämlich eine Einschränkung der jüdischen Religion durch den Hamburger Magistrat, weil man befunden, daß der Bürgerschaft die Juden ihre Nahrung allzu sehr entziehen, als heilsam, Preiß- und Ruhmwürdig bezeichnet (VI 639). Als eifriger und strenger Anhänger des Christentums empfindet der Verfasser Abscheu gegen

die Sekten, wie sie namentlich in England wie Pilze aus dem Boden sproßten. Die Quäker belegt er mit der Bezeichnung Teufelsbrut (VII 1000). Wenn an den Höfen die Fastnacht gefeiert wird, so hat er dafür die Bemerkung: „nicht auf Christliche, sondern nach recht Heydnischer Gewohnheit“ (VII 490). In den Segenswünschen und salbungsvollen Schlußbemerkungen unseres Autors prägt sich sein tiefgehender Glaube aus. Es ist ihm mit seiner Frömmigkeit ernst. Alles Wirken in der Geschichte wie in der Natur schreibt er dem Walten Gottes zu. Von hier aus nimmt er auch Stellung zu der in seiner Zeit üblichen Ausdeutung von Wunderzeichen. Sie sind seiner Ansicht nach meist Vorboten künftigen Unheils. Gelegentlich führt er wohl Auslegungen anderer an, zumal, wenn sie durch die folgenden Ereignisse ihre Bestätigung erfahren haben. Im allgemeinen jedoch verneint er die Möglichkeit, ihre Bedeutung, die Gott allein bekannt ist, zu erforschen. „Was nun Gott der Allmächtige durch dergleichen erschröckliche Zeichen und Wunder wolle vordeuten gleichwie es menschlicher Vernunft zu erforschen unmöglich, also müssen wirs deß Großen und Wunderthätigen Gottes Allwissenheit billich allein anheim gestellt seyn lassen: Der richte es alles zu seines Großmächtigsten Namens Lob, Ehr und Preiß. Uns armen sündhafftigen Menschen aber zu unser zeitlichen, allermeist aber ewigen Wolfahrt und Seligkeit. Umb Jesu Christi unseres Heylandes willen“ (VII 467).

Der Ordnung, die Schleder in Band VI und VII zur Bewältigung seines Stoffes anwendet, liegt eine Einteilung nach sogenannten Titeln, Paragraphen, Klassen oder Rubriken zugrunde. Im Register des VI. Bandes sind die Titel der verschiedenen Rubriken namhaft gemacht. Jedes Land oder gelegentlich der Hof desselben erhält einen besonderen Paragraphen. Die letzten Klassen sammlen den Unterhaltungsstoff. Die Rubrikeneinteilung hängt gelegentlich vom Stoff selbst ab. Kommen neue Kämpfe z. B. vor, so erhalten

sie eine eigene Rubrik zugewiesen. Fehlen gelegentlich einmal denkwürdige Begebenheiten für einen Paragraphen, so fällt er einfach aus. Innerhalb der einzelnen Klassen wird auf chronologische Reihenfolge gesehen. Der Zeitraum, in den diese Einteilung eingeführt wird, ist verschieden. Meist erstreckt er sich über ein ganzes Jahr, aber bei reichlichem Stoff wird ein halbes Jahr nach dem andern an der Hand der Rubrikenfolge durchlaufen. Mit dieser Klassenabteilung, die im großen und ganzen eine Wiederaufnahme des von Abelin in Band I und II beobachteten Verfahrens bedeutet, bleibt Schleder für alle folgenden Bände grundlegend. Noch bei Schneider, dem letzten unserer Autoren, sind die Hauptzüge der auf ein Jahr übertragenen Abteilungsordnung Schlederś erkennbar. Ungeschickt muß es erscheinen, daß Schleder den Unterhaltungsstoff zum Teil in die Hauptrubriken schon einstreut, aber ihn am Jahresschluß in den dazu reservierten Paragraphen nochmals wörtlich wiederholt, so daß fortwährend hier Dubletten bestehen (VI 882 cf. 1029; VII 63 cf. 146). Besonders anerkennenswerten Fleiß hat Schleder ferner auf die Verarbeitung verschiedenartiger Berichte gelegt, die er gründlich miteinander vergleicht und kleinere Differenzen in Zahlen-, Namen- und Zeitangaben nebeneinanderstellt. Ebenso bemüht er sich redlich, den geschichtlichen Verlauf zusammenhängend und klar darzustellen, wobei ihm seine Rubrikeneinteilung sehr zustatten kommt. Für die Schilderung der schwedischen Truppenbewegungen gibt ihm eine Marschroutenkarte der schwedischen Hauptarmee unter Torstensohn und Wrangel, die von dem Generalquartiermeisterleutenant G. W. Kleinstretl verfertigt ist und mit Nummern die täglichen Quartiere markiert, den roten Faden ab. Die gute Disposition ist schon äußerlich dadurch gekennzeichnet, daß die Randschriften oder „Concordanzen“ vielfach in Zusammenhang miteinander stehen und, wie Schleder in seiner Vorrede zu VI sagt, einen kurtzen Auszug der Histori vorstellen können.

Aus alle dem geht hervor, daß der VI. und VII. Band nicht zu den schlechtesten gehören kann. Struve hat daher sehr mit Recht Schleder neben Abelin und Schneider aus der Reihe der Autoren des Theatrum hervorgehoben. Vor seinen nächsten beiden Vorgängern hat Schleder einige Vorteile voraus. Er schreibt erst mehrere Jahre nach den Ereignissen und kann also eine Uebersicht über das einlaufende Quellenmaterial gewinnen, ohne sich auf jene ersten und schlechten Nachrichten allein verlassen zu müssen. Seine von einer strengen Chronologie freie Ordnung bewahrt ihn vor vielen der in III, IV und V beobachtbaren Mängel. Sodann verfügt Schleder über eine langjährige kompilatorische Praxis. Besonders ist er mit dem im Theatrum verwerteten Quellenmaterial zum guten Teil schon aus seinen vorausgehenden Arbeiten an den Meßrelationen und dem Mercurius vertraut.

Es ist daher ein Vergleich der Meßrelationen und des Theatrum diesmal besonders interessant und lehrreich.

Theatrum VI ed. 1652 S. 147.

. . . . welche dann den 5. 15. frue *umb 2 uhren* mit den Stücken einen Anfang gemacht und die darinnen dergestalt geängstiget, daß sie sich Nachmittags *umb 2 Uhren* auf Discretion ergeben müssen. Worauff der Flecken und Schloß mit den armen Leuten außgeplündert *alles Vieh abgenommen* und 19 Mann undergestellt, der Lieutenant aber so selbe commandirt in Arrest genommen worden. Solchem nach ist Sonnabends den 6. 16. die Artillerie sampt etwas Reutterey *mit obgedachtem H. Gen. Passagi* in den Wormbsichen Vor-Stätten, *das Oehmische Regiment aber zu Pferd unnd das Klugische zu Fuss* in Pfedersheim *ein Meyl von gedachtem Franckenthal und ein Meyl von Wormbs* wieder angelanget.

Rel. Hist. HM. 1647 — OM. 1648.

. . . . welcher es am 5. 15. früh biß nach Mittag also beschossen, daß sich der darinn gelegene Leutnant auff discretion ergeben, im Arrest verbleiben und die bey sich gehabte 19 Knecht understellen müssen. Demnach nun erwehnter General-Major besagtes Schloß sampt dem Flecken plündern laßen, ist er mit den Stücken auch theils Völckern den 6. 16. Novemb. in die Wormbsische Vorstätte zurück das übrige aber zu Pfödersheim ankommen.

Daß Schleder in beiden Fällen die gleiche Relation zu-

grunde gelegt hat, ergibt sich aus der Aehnlichkeit. Allein im Theatrum schreibt er den ursprünglichen Bericht genauer aus, als er es in der Meßrelation getan hatte. Wir haben also hier eine Bestätigung der schon bei Abelin gemachten Erfahrung, daß die Kompilatoren nicht eine frühere eigene Bearbeitung der gleichen Ereignisse einfach abschreiben, sondern nochmals aus den Urquellen eine neue Darstellung formen.

VIII und IX.

Die Vorrede des VII. Bandes vom 12. April 1663 behauptet, daß der Autor des folgenden Teiles bereits „in würcklicher Arbeit begriffen" sei. Der neue Kompilator, den der Verlag Merian gewonnen hat, ist Martin Meyer vom Hayn (Haynau) in Schlesien. Sein Geburtsjahr läßt sich auf um 1640 (Vorrede zu Ortelius) berechnen. Auf der Stadtschule zu Liegnitz ist er seiner eigenen Aussage nach „zu einem vernünfftigen Menschen erzogen" worden. Er bezeichnet sich in seinen Schriften als Philolog. et Hist. Stud. oder als Historiophilus. Wegen seines geliebten Vatterlandes bißherigen unruhigen und traurigen und (leyder!) noch trauriger hervorscheinenden Zustands hat er zu Frankfurt gleichsam verbannt leben müssen (Ortelius; Vorrede). Meyer hat es offenbar zu keiner festen Berufsstellung gebracht, sondern verdient sich durch publizistische Tätigkeit sein tägliches Brot. Nachdem er bereits mit einer Fortsetzung des Ortelius, des Philemerus Irenicus Elisius und Lundorps betraut worden war, erhält er von dem Verlag Merian den Auftrag das Theatrum Europaeum zu kontinuieren. Sein Vorgänger Schleder mußte nämlich „wegen herbeynahenden, unvermögenden Alters und anderer schwer obliegender Ampts-Geschäfften" die Ausarbeitung der folgenden Bände von sich abwälzen. Der VII. Band war nur bis

zum März 1657 fortgeführt. Im VIII. Band behandelt Meyer den Rest des Jahres 1657 und führt die Darstellung bis zum Mai 1660. Hier bricht er ab, weil der Band bereits zu umfangreich geworden ist. Der VIII. Teil des Theatrum erscheint erst 1667. Die durch den Tod M. Merian des Aelteren erfolgte Stockung in dem Unternehmen scheint immer noch nicht ganz überwunden zu sein. Dazu bemerkt Meyer, daß wiederum die Zusendung von Dokumenten und Plänen zu spät erfolgt sei. Endlich nimmt er einen Teil der Schuld für die Verzögerung auf sich. Die Zahl der vorhandenen Relationen sei zu groß gewesen. Dabei wollte er sich bemühen, nichts Wichtiges zu übergehen und besonders durch Mitteilung aller Urkunden den verschiedenen Parteien gerecht zu werden. Mit dem nächsten IX. Band, den er bereits unter den Händen habe, will er sich drum um so mehr beeilen, um die mißgünstige und neidische Behauptung, als ob dieses unser Werck gäntzlich ins Stecken gerathen zugleich mit zurück in die finstere Schand-Höle der Unwahrheit zu treiben (VIII Vorrede). Allein der IX. Band, der mit dem Juni 1660 beginnt und noch etwa die Hälfte der Rubriken des 1665 Jahres behandelt, erscheint auch erst wieder 1672.

Meyer behält die Rubrikenordnung seines Vorgängers bei. Wenn er sich auch nicht scheut, entsprechend den Ereignissen alte Rubriken abzuschaffen oder neue zu erschließen, so ist er doch darin unselbständig, daß er in seinen beiden Bänden die gleiche Reihenfolge der Rubriken fortgesetzt einhält und die einzelnen Abteilungen zu säuberlich voneinander trennt. Er entzieht sich also der Einsicht, daß, wenn Ereignisse von einem Staat in den andern überspielen, am besten die diesen beiden Ländern zugewiesenen Rubriken nebeneinandergestellt und ihr Inhalt nicht zu scharf geschieden werden darf.

In der Stoffaufnahme treten ferner bei Meyer einige Aenderungen auf. Seine Bände stehen den vorausgehenden

nicht im geringsten an Seitenzahl nach, vielmehr übertreffen sie diese sogar. Der durch das Ende des deutschen Krieges bedingte Stoffausfall wird durch die bei Meyer besonders in den Vordergrund tretenden Türkenkämpfe lange nicht ausgefüllt. Er holt daher den für seine mächtigen Bände noch fehlenden Stoff vornehmlich aus zwei Gebieten. In weitem Maße zieht er zunächst Hofgeschichten heran. Es handelt sich hier in der Hauptsache um fürstliche Freuden- und Trauerfeierlichkeiten, die nach Art ihrer Ausmalung z. B.: genaue Schilderung von Haltung, Kleidung, Schmuck, Zug- und Rangordnung u. ä. dem Unterhaltungsstoff zuzuweisen sind. Er selbst nennt dieses Gebiet einmal Materie von lauter Zierde, Pracht, Herrlichkeit und Lust. Dieser Stoff zieht auch nach und nach Verwandtes an sich. So werden Eheverlöbnisse, Geburten, Todesfälle, Hinrichtungen vornehmer Personen, endlich Wunder, Wasser- und Feuerschaden u. ä. in den Hauptrubriken untergebracht. Aeußerlich kann man diese Tatsache daran konstatieren, daß der Verfasser, wenn er an die dem Unterhaltungsstoff doch eigentlich zugewiesenen Schlußrubriken kommt, gar kein Material dafür mehr hat und sich großenteils mit Verweisen auf die vorausgehenden Hauptrubriken begnügen muß. Ein großes Gebiet bekommen sodann Aktenstücke zugewiesen. Meyer mag von seiner Arbeit am Diarium und Lundorp die Vorliebe für diese Art des Materials mitgebracht haben. Im IX. Bande scheint er aber zur Erkenntnis gekommen zu sein, daß im Theatrum mehr der Erzählungs- als der Aktenstoff überwiegen soll und bemerkt daher in der Vorrede, daß dieser Teil „frey von actis publicis und gewechselten Schrifften“ sei.

Wir kommen nun dazu die Züge der Darstellung aufzuweisen, die als Ausdruck persönlicher Verhältnisse, Anlagen und Empfindungen des Autors zu fassen sind. Wie Schleder so orientiert Meyer seine Beschreibung nach seinem derzeitigen Wohnsitz Frankfurt a/Mayn, von dem er mit „all-

hier", „unsere Stadt" u. ä. redet. Als leicht mißverständlicher Sprachgebrauch unseres Verfassers muß weiter festgestellt werden, daß er von einer Stadt oder Gegend, die er einmal namhaft gemacht hat, im nächstfolgenden Zusammenhang einfach nur noch mit Ausdrücken wie „allhier" und „hiesiger Orten" spricht. Ein für ihn gleichfalls charakteristisches, wenn auch seltener auftretendes Merkmal ist der Einschub „sag' ich". Ein Kennzeichen seines Stils ist ferner die Einfügung von Sprichwörtern und Zitaten in die Darstellung. Besonders in den Einleitungen zu den einzelnen Rubriken geht Meyer meist von einer lateinischen oder deutschen Sentenz aus, die er auf die politischen Geschicke des in Frage stehenden Landes ausdeutet. Nicht nur Sprichwörter, sondern auch aus Natur und Menschenleben genommene Vergleiche, die vielfach nicht ungeschickt durchgeführt werden, sind zu Einführungen benützt.

Von den religiös-politischen Anschauungen Meyers läßt sich wenig sagen. Die Gestaltung und Form der Erzählung bei religiösen Streitigkeiten, sowie gelegentliche, spärliche Aeußerungen (IX 1455) lassen uns den Verfasser als Protestanten erkennen. Für ein Hervortreten politischer Tendenzen liegen schon die Verhältnisse, aus denen der Verfasser schreibt, wenig günstig. Der große deutsche Krieg, der das Reich in verschiedene Heerlager spaltete, ist vorüber. So bietet sich also unserem Autor wenig Gelegenheit zur Parteinahme. Was aber damals vornehmlich noch das ganze Reich und die gesamte Christenheit bewegt, das sind die Türkenkämpfe. Diese Zeit, in der allerorten in Deutschland die Türkenglocken läuteten, hat allerdings einen Nachklang im Herzen unseres Verfassers hinterlassen. Denn er hat es erlebt, wie die ganze Christenheit sich zur Abwehr des Erbfeindes christlichen Namens rüstete. Dazu hat er sich auch in seinen Schriften, besonders dem Ortelius, d. i. den „Ungarischen Kriegsempörungen", mit diesen Ereig-

nissen eingehend beschäftigt. Die Türkenkämpfe bilden mit Bewußtsein ein Hauptstück namentlich des IX. Bandes. Das ist auf dem Titelblatt ausdrücklich vermerkt, und auf dem Titelkupfer sehen wir dem Kaiser den Sultan gegenüberstehen und unter ihnen kämpfende türkische und christliche Reiter. Es ist ohne weiteres klar, daß Meyer eine türkenfeindliche Tendenz vertritt. Das macht ihm niemand zum Vorwurf der Parteilichkeit, das war vielmehr für einen Christen Recht, wenn nicht Pflicht. Mit den abfälligsten Ausdrücken beklagt er es, wie der Wüterich zu Konstantinopel unter den armen, verlassenen Christen eine Menschenhatz anstellen läßt. Die armen christlichen Gefangenen werden von den „barbarischen Hunden" mißhandelt und verlockt, zu dem Unglauben und Greuel des „Lügenpropheten Mahomet" überzutreten. Das Bestreben, die Christenheit wider den gemeinen Erbfeind zu vereinigen, findet Lob und Beifall des Verfassers. Er bedauert es, wenn bei der drohenden Türkengefahr irgendwo die Reichsharmonie gestört zu werden droht, wenn wieder irgendwo Christenblut vergossen und das wider die boßhafftige und treulose Mahometaner verordnete Kraut und Loth wider Christen und gleiche Religionsgenossen angewendet werden soll. Nicht nur wegen des gemeinsamen Vorgehens gegen den Erbfeind liegt Einigung aller christlichen Potentaten dem Autor am Herzen. Seine ängstliche Sorge um Aufrechterhaltung des Friedens läßt sich noch als anhaltende Nachwirkung der abstoßenden Landesnot im dreißigjährigen Krieg verstehen. Wenn der große deutsche Krieg als die berühmteste Kriegsschule bezeichnet wird, so kann er es sich nicht versagen, hinzuzufügen: „leider zu des gantzen Landes höchstem Schaden!" Und als einmal bei den Frankfurter Beratungen 1658 der Churfürst von der Pfalz von dem churbayrischen Abgesandten gereizt, nach diesem ein Tintenfaß schleudert, ein Affront, der zu schweren Komplikationen Anlaß geben

konnte, da bemerkt Meyer: „Hierüber entstund bei allen getreuen Patrioten nicht wenig bekümmerte Vorsorg, als ob dem Vatterland hierauß eine neue Ungelegenheit und Weittläufftigkeit, ja wohl gar ein Landverderblicher Krieg zuwachsen dörffte.“

Bezüglich des benutzten Quellenmaterials läßt sich aus Band VIII und IX selbst nicht mehr wie sonst ersehen. Meyer wird wegen der Parteilichkeit seiner Quellen gelegentlich mehrere Relationen von den verschiedenen Seiten anzuführen genötigt (VIII 912). Betreffs der Unsicherheit der einlaufende Berichte macht er einmal (VIII 985) die interessante Mitteilung, daß die Nachrichten um so spärlicher und schlechter einlaufen, je weiter der Schauplatz der darin beschriebenen Ereignisse vom deutschen Reich entfernt ist. So kommt z. B. von Norwegen wegen der großen Entfernung nur wenig ein (VIII 923). Bemerkenswert ist noch, daß das Titelblatt besagt, daß das Werk „auß vielen treulich mitgeteilten Schrifften, nachrichtlichen Berichten und brieflichen Urkunden zusammengetragen“ ist. Wir können aber noch auf anderem Wege in die Quellenverhältnisse des VIII. und IX. Bandes tiefer eindringen.

In Betracht zu ziehen sind hier vor allem die bereits vorliegenden eigenen Arbeiten Meyers über die im Theatrum VIII und IX behandelten Ereignisse, nämlich das Diarium Europaeum, das von Band III (1660) aus seiner Feder stammt, und der Ortelius, den er gerade für die Zeit 1658—64, wie die Vorrede versichert, nicht aus anderen Schriftstellern, sondern aus Einzelrelationen zusammenstellt. In der Vorrede der „Kriegsempörungen“ gibt Meyer zugleich einen wertvollen Einblick in die Art seiner Arbeit. Auch im vorausgehenden Diarium hat er schon die türkischen Geschichten besprochen. Er sagt aber ausdrücklich, daß er später beim Ortelius nochmals die alten Einzelrelationen zur Hand genommen, neue hinzugefügt und daraus zum

zweiten Male eine Darstellung gebildet habe. Danach zu schließen, wird Meyer seiner Arbeitsmethode entsprechend beim Theatrum nochmals die Urquellen vornehmen und nicht etwa den Ortelius oder das Diarium selbst.

Schon ein oberflächlicher Vergleich des Diarium, des Ortelius und des Theatrum zeigt, daß zahlreiche wörtliche Uebereinstimmungen zwischen diesen drei Werken bestehen. An einigen Beispielen mag dies illustriert werden. Im Diarium V. Teil findet sich im Appendix ein Dokument, das betitelt ist: „Der Ungarischen Herrn Consiliarien, so zu Grätz versammelt, Meynungen: Wegen beschehenen Angriffs auf Wardeyn". Dieses Schriftstück, das hier noch ganz allein steht, wird in die Darstellung des Ortelius (II S. 180), sowie in die des Theatrum (IX S. 28) eingearbeitet. Wir können daraus ersehen, wie schon im Diarium vorliegende Urkunden für Ortelius und Theatrum wieder verwertet worden sind. Selbst zwischen den beiden ersten Teilen des Diarium für die Jahre 1657—59, die noch gar nicht von Meyer verfaßt sind, und dem Theatrum besteht schon die gleiche innige Verwandtschaft. Als Beleg mag die Beschreibung der Reise Leopolds zur Kaiserwahl nach Frankfurt angezogen werden.

Rel. Hist. OM.—HM. 1658 S. 83.	*Theatrum VIII S. 348 und 349.*	*Diarium Europaeum S. 576.*
Selbigen Tags Abend hat man sich zu Fürth, Onspach. und Nürnb. Jurisdiction einquartirt von dannen auß viel unterschiedliche Hof-Cavagliri deß Kön. Comitats sich in Nürnberg begeben, um die Statt zu besichtigen: denen von E. E. Rath die allda verwahrte hochansehnliche Reliquien mit	Auff den Abend quartierte man sich zu Fürth ein, welches Fürstl. Ohnspachischen Gebiets ist. Von hier auß begaben sich viel Hof-Cavalliere nach Nürnberg die Stadt zu besichtigen, denen von Einem Wol Edlen und Hochweisen Rath allda die bei ihnen wohlverwahrte hochan-	Auff den Abend hat man sich zu Fürth, Onspach-Nürnbergischem Gebiethes einquartirt.

behöriger Andacht. Ingleichem der erwehlten Röm. Keyser *Zierat und Kleidungen als Cron Scepter etc.* wie auch Keysers Caroli Magni Schwert, womit bey Kayserl. Crönungen die Ritter pflegen geschlagen werden, willig gezeigt worden. Montags, den 25. Febr. ward zu Fürth Kön. Tafel gehalten usw.

sehentliche Reliquien mit gebührender Andacht: Ingleichen der erwählten Röm. Keyser *Zierrath und Kleinodien als Kron, Scepter, Reichs-Apffel* und anders mehr wie auch Keyser Carls des Großen Schwerd, womit bey einer Keyserl. Crönung die Ritter pflegen geschlagen werden, gezeigt ward. Den 15. 25. wurde zu besagtem Fürth Königl. Taffel gehalten usw.

I S. 597.
Den 15. dieses (zu welcher Zeit Ih. Königl. Maj. zu Ungarn und Böhmen noch immer Reißfertig waren) wurde zu Fürth dahin den 14. dieses kommen, Königl. Tafel gehalten usw.

Eine wertvolle Hilfe bietet die Meßrelation. Sie zeigt, daß es sich hier ursprünglich um eine Einzelrelation handelte, die eine „Umständige Beschreibung der zu Hungarn und Böheim K. M. Leopolden etc. Reise nach Frankfurt“ gab. Das Theatrum kann bei seiner Rubrikeneinteilung den ganzen Bericht einreihen, das Diarium hingegen mit seiner in seinen ersten Teilen eingehaltenen strengen Tagesordnung reißt die ganze Relation in einzelne Tagesstationen auseinander (Diarium I S. 565, 573, 574, 575, 576, 597, 598, 603, 614, 615, 629, 630). Bei dieser Trennungsarbeit hat das Diarium zwischen den von uns zitierten Stellen ein Stück ausfallen lassen, das infolgedessen bei dem Theatrum und der Meßrelation als Plus dasteht. Das Theatrum hat also unmöglich hier das Diarium benützt. Ihre Aehnlichkeiten erklären sich nur aus einem Zurückgehen auf dieselbe Quelle. Jetzt taucht aber sofort die Frage auf, ob nicht etwa die Meßrelation die Quelle des Theatrum war. Die bisherigen Untersuchungen haben stets zu zeigen gesucht, daß auch die Verwandtschaft des Theatrum und der Meßrelation nur aus einer beiderseitigen Verwertung des gleichen Quellenmaterials herzuleiten ist. Das wird ebenso an dem hier angeführten Beispiel wieder wahrscheinlich, wenn wir beob-

achten, daß das Theatrum die Stelle der Meßrelation: „Zierat und Kleidungen als Cron, Scepter“ in einer erweiterten und andersartigen Fassung: „Zierrath und Kleinodien als Kron, Scepter, Reichs-Apffel“ aufweist. Es ließe sich demnach vielleicht die enge Verwandtschaft zwischen Meßrelationen, Diarium und Theatrum aus einer selbständigen Benützung des gleichen Quellenmaterials in allen drei Werken erklären.

Wie steht es nun mit diesen Fragen an den Partien des Theatrum, an denen die von Meyer selbst verfaßten Teile des Diarium und seine Fortsetzung des Ortelius vorliegen? (s. S. 80.)

Aus der Nebeneinanderstellung dieser Berichte läßt sich folgendes schließen. Die 1660 erscheinenden Relationes historicae geben die verwerteten Nachrichten in ihrer ursprünglichsten Form wieder. Es waren zwei Schreiben, das eine aus Caschau und das andere aus der Tükei. Das Diarium, das auch schon 1660 herausgegeben wurde, kannte nur das letztere Berichtschreiben und hat daraus das Treffen zu Clausenburg so dargestellt, daß man es für einen Sieg Ragoczys halten muß. Ortelius erschien erst 1665, hatte also mehr Zeit sich nach Quellenmaterial umzusehen und bekam dabei das Schreiben aus Caschau zur Hand, was dazu veranlaßte, das Treffen bei Clausenburg als Niederlage hinzustellen, ohne aber die im Diarium verwertete Relation ganz auszuschalten. Im Theatrum Europaeum erinnern nur noch einzelne Züge an die beiden ersten Berichtschreiben. Das Theatrum hat 1667 ganz sichere Mitteilungen zur Hand bekommen. Das Treffen steht als Niederlage des Ragoczy fest. Die Uebertreibungen der ersten, unsicheren Nachrichten sind gestrichen und gemildert. Im übrigen ist eine ausführliche und in ihren Angaben bestimmt auftretende Schilderung des für den Fürsten so unglücklichen Kampfes geboten. Die Vorzüge des Theatrum, die sich also hier ergeben, sind eine Selbständigkeit gegenüber allen vor-

Rel. Hist. O. M.—H. M. 1660 (ed. 1660) S. 24.

Dienstag, den 22. May, 1. Junij gar spät waren von 26. *Schreiben aus Caschau* zu Wien ankommen, welche mitgebracht, daß vielgedachter Fürst Ragoczy den 22. May bei Clausenburg mit den Türcken geschlagen, aber de kürtzeren gezogen, sein meistes Fußvolk auch alle Munition verlohren und von 130 Standarten nicht mehr denn 20 behalten habe, ja selbst auf dem fünfften Pferdt tödtlich verwundet entkommen seye. Dieses blutige treffen bestättigen andere *Briefe auss Türckey* unterm dato 7. Junij, worinnen Bericht geschieht: Wie nemlich der Fürst Ragóczy bey vorgegangenem Treffen in die rechte Seiten einen Schuß, in die Lincke aber einen stich und auffs Haupt drey Wunden empfangen, auch dergestalt desperat gefochten habe, daß er siebenzehn Mann mit eigner Faust niedergemacht, ja es seynd der Seinigen ungefähr nur sechshundert, der Türcken aber bey Sechstausend Mann tode geblieben. Nachdem aber seine Officiere gesehen etc.

Diarium Europaeum III S. 568 (ed. 1660).

Wie berichtet wird, soll er in die rechte Seyte einen Schuß, in die Lincke aber einen Stich und auffs Haupt drei Wunden empfangen auch dergestalt verzweiffelt gefochten haben, daß er 17 Mann mit eigener Hand niedergemacht. Der Seinigen wären nur 600, der Türcken aber 6000 geblieben. Als seine Officiere gesehen etc.

Ortelius II S. 179 (ed. 1665)

. . . . worinnen er in die rechte Seyte einen Schuß, in die lincke aber einen Stich und auffs Haupt drei Wunden bekam auch dergestalt ritterlich und gleichsam verzweyffelt fochte, daß er 17 Mann mit eygener Hand niedermachte, wobey sein meistes Volck und alle Munition verloren ging und er von 130 Standarten nit mehr als noch 20 behielt ja selbsten auf dem fünfften Pferd tödtlich verwundet davon kam, wiewol die Türcken auch in 6000 dabey zusetzen mußten. Als seine Officiere gesehen etc.

Theatrum VIII S. 1388 (ed. 1667).

Fürst Ragotzy wolte zwar seinen nothleidenden Schwadronen zu Hülff kommen, satzte auch so erhitzt auf die Türcken an, daß er allein mit eygener Faust 7 Sättel leer und so viel vornehme Türcken niedermachte. Aber er ward von den seinigen nicht entsetzt und bekam darüber 4 harte Wunden, zwo am Haupte und die übrigen an andern Orten dess Leibs. Sein Fußvolck blieb fast gantz auff der Schlacht Banck liegen oder fiel in Schlaverey und von der Reiterey auch nicht wenig so daß man der Todten zusammen über 3000 Mann zehlte. Acht Feldstücke und die Fürstl. Haupt-Fahne mit vielen andern, auch allen Proviant-Wägen kamen in deß Feindes Gewalt. Aber Fürst Ragotzy wurde also tödlich verwundet von den seinigen auß der Schlacht erretet etc.

ausgehenden kompilatorischen Schriften und eine weit größere Zuverlässigkeit. Ferner ergibt sich für die Arbeitsmethode unseres Kompilators, daß er in allen seinen drei Werken jedesmal die Berichte von neuem durchsieht und verarbeitet, so daß seine letzte und dritte Darstellung der ungarischen Ereignisse im Theatrum als die beste bezeichnet werden darf. Bei den übrigen Rubriken des Theatrum nimmt Meyer zwar erst zum zweiten Male dieselben Quellen vor, aber auch das genügt, um ihm einen sehr vorteilhaften Ueberblick über die einlaufenden Nachrichten zu verschaffen. Daß übrigens, je weiter die zeitliche Entfernung von den Ereignissen ist und je öfter die Quellen neu gesammelt und verarbeitet werden, um so mehr sich das Geschichtsbild ändert, das hat Meyer selbst erfahren und empfunden, so daß er in der Vorrede zu Band IX zu sagen sich gedrungen fühlt: „Daß, wenn jemand in diesem Theatro eine und andere Geschichte als zum Exempel etwan die Siebenbürgische und Ungarische Kriegshändel mit weitläuftigeren oder wol gantz andern Umständen als in dem anderweit von mir unter meinem oder dem Namen Philemeri Irenici beschriebenen Chronicken und Geschichtserzehlungen antreffen wird, niemand deßwegen einigen ungleichen Verdacht fasse, als ob auß Partheilichkeit der Sache entweder dort zuwenig oder allhie zuviel geschehen seyn möchte: denn die Zeit als eine Mutter der Wahrheit hat seithero manches an deß Tages Liecht gebracht, welches anfangs unter den noch raßenden Waffen so bald nicht zum Vorscheine kommen können; so haben auch hohe Generals-Personen und andere vornehme Kriegs-Bediente ihnen gnädig und hochgeneigt belieben lassen mit ihren nicht weniger durch kluge und fürsichtige Anstalt als auch tapfere Faust preißwürdigst hinauß geführten und beydes mit der Feder entworffenen und dann auch mit dem Pinsel gleichsam lebendig vorgestellten Actionen und Verrichtungen unser Theatrum zu unterstützen und zu bezieren, weilen deroselben

hochverdienter Rhum dorten nur als auß einem tunckelen Schatten erkannt werden müssen.“

X.

Schon der IX. Band hat in seiner Vor- und Schlußrede einige Bemerkungen gemacht, die sich auf den folgenden Teil bezogen. Der IX. Band war unter den Händen so umfangreich geworden, daß Meyer sich entschloß, mitten im 1665ten Jahre abzubrechen und die übrige biß auff das 1670te Jahr schon meistens fertige Materie in einen neuen, und zwar den zehenden Theil zu versparen (IX 1576). Fast mit denselben Worten wird versichert, daß die für den Rest von 1665 wie auch die zu den den Jahren 1666, 67, 68 und 69 bereits verfertigte Materie beysammen biß in den bald bald und (wenn Gott Leben und Gesundheit fristen wird) in dem nächsten Jahre folgenden Zehenden Theil versparet bleiben wird (Vorrede zu IX). Wenn Meyer hier weiter verspricht, bis zum Jahre 1673 den folgenden Band fertigzustellen, der die Ereignisse für 1665—72 behandeln sollte, so müssen wir in der Tat annehmen, daß wenigstens schon für die ersten der genannten Jahre die Materie druckreif war. Wenn wir nun den X. Teil zur Hand nehmen, der 1677 die Geschichten der Jahre 1665—71 veröffentlichte, fällt auf, daß die erste Hälfte X, I S. 1—982 mit einem besonderen Register schließt. Sodann beginnt die zweite Hälfte mit einer eigenen Seitenzählung X, II S. 1—620 und fügt am Schluß gleichfalls ein Register an. Wenn dabei die erste Hälfte gerade die nach der Aussage Meyers bereits von ihm ausgearbeitete Materie der Jahre 1665—68 enthält, so werden wir schon von hier aus zur Vermutung gedrängt, daß X, I der Feder des Autors des VIII. und IX. Bandes entstammt. Sollte diese Annahme ihre Richtigkeit haben, dann muß sich eine Verwandtschaft dieser ersten Hälfte des X. Bandes mit den beiden vor-

ausgehenden Teilen des Theatrum nachweisen lassen. Die Rubrikenordnung, wie überhaupt die Anlage des Stoffs und Verwertung der Quellen, ebenso auch der ein besonderes Interesse verratende, eifernde Ton gegen den Erbfeind (96) stimmen mit VIII und IX überein. Allein es sind dies alles Dinge, die nicht als die für eine Persönlichkeit ausschließlich charakteristischen Merkmale gelten können, sondern die sich als eine von Verfasser zu Verfasser sich fortpfanzende Tradition verstehen lassen. Als ein Zeichen der Verwandtschaft darf aber vielleicht eher die Tatsache betrachtet werden, daß die für Meyer charakteristische Verwertung von Sentenzen, Zitaten oder Vergleichen zur Einleitung der einzelnen Rubriken sich X, I wiederfindet (cf. X, I 2, 69, 199, 253, 560). Bemerkenswert ist es schließlich vor allem, daß der von Meyer bevorzugte Gebrauch, für die Stadt oder das Gebiet, das er gerade behandelte, einfach die Ausdrücke „allhier" (X I 76) oder „hiesig" (X I 4, 9, 18, 36, 91, 841) einzusetzen gleichfalls in X, I wiederkehrt, während X, II sich höchstens einmal der Worte „dasselbst" und „selbig" bedient. Aus den angeführten Gründen darf es als sehr wahrscheinlich gelten, daß die erste Hälfte des X. Teils noch von Meyer fertiggestellt war und daß der als Autor des X. Bandes eingeführte Geiger nur die zweite Hälfte zur Ergänzung angefügt hat.

Wolffgang Jakob Geiger, der Rechten Beflissener, schreibt in Frankfurt; denn er kann für diese Stadt die Bezeichnung „allhie" anwenden (X, II 476, 478). Daß er seiner Darstellung ein besonderes persönliches Gepräge verliehen habe, kann kaum behauptet werden. Gelegentlich gibt er einmal seine Anteilnahme durch ein dazwischengeworfenes „leyder" zu verstehen. Wenn er bei den Kämpfen der Christen und Türken hie und da (X, II 32, 141) einfach von den „Unsrigen" spricht, so ist immer noch zweifelhaft, ob wir dies als Zeichen des Interesses oder als unvorsichtige Quellenbenutzung auslegen sollen. Der Autor verwertet

ferner in gleicher Weise ohne Abstriche oder Ausgleich katholisch wie protestantisch gefärbte Berichte. In Ordnung und Anlage schließt er sich eng an seinen Vorgänger an. Wie bei Meyer, so füllen sich auch seine von den Höfen handelnde Rubriken stark mit den in Unterhaltungsstoffmanier schildernden Hofgeschichten. Selbst von Geburtstagsfeiern wird in eingehender Weise Nachricht gegeben. Bei seiner offensichtlichen Gleichgültigkeit gegen den bebehandelten Stoff bringt es der Verfasser nicht zu einer innigeren Verbindung seiner Quellen, so daß die einzelnen Relationen vielfach lose aneinandergefügt sind. Daß Geiger von der ihm wegen des Zeitabstandes von den geschilderten Ereignissen gebotenen Möglichkeit, das Quellenmaterial zu bereichern und zu sichten, wenig Gebrauch gemacht hat, das läßt sich zu gutem Teil auch aus der Quellenuntersuchung ersehen.

Zunächst kann hier festgestellt werden, daß der erste Teil des X. Bandes wiederum genau die gleichen Quellen benützt, wie sie dem Diarium Europaeum schon zur Verfügung standen. Z. B. läßt sich die Rubrik über Dänemark im Theatrum X, I S. 831 und 832 aus einzelnen Stücken des Diarium zusammensetzen (Diarium, Teil XIX, S. 87, 88, 184, 390, 253, 390, 391; XX 22, 23). Nur für einen Abschnitt des Theatrum („Herr Güldenlöw wird beordert sich nach Norwegen zu begeben") findet sich im Diarium keine Parallele. Entsprechend der bisher beobachteten Methode, die Meyer bei der Kompilation seiner Schriften befolgt, dürfen wir uns die weitgehende Uebereinstimmung des Diarium und des Theatrum X, I wieder damit erklären, daß das letztere nicht das erstere selbst, sondern nur die gleichen Quellen benützt. Wenn wir aber weiter bedenken, daß das Theatrum gegenüber dem Diarium nur über ein äußerst geringes Plus an Berichten verfügt, so können wir hier die interessante Tatsache konstatieren, daß das Quellenmaterial dieser beiden Werke im wesentlichen auf denselben

Umfang beschränkt bleibt. In gleicher Weise lassen sich Rubriken von X, II fast vollständig aus Stücken des Diarium zusammensetzen (z. B. die Aufzählung der Feuersbrünste im Jahre 1671: Theatrum X, II 614—616). Auch hier finden wir also dieselbe Begrenzung des Quellenmaterials. Da könnte doch wieder die Frage auftauchen, ob nicht etwa das Theatrum einfach das Diarium ausgeschrieben habe. Einen Einblick in diese Verhältnisse gewährt die folgende Uebersicht:

Rel. Hist. OM.—HM. 1671 S. 77.	*Theatrum X, II 615.*	*Diarium XXIV 156.*
Von Madrit hatte man, daß kurtz vor Außgang des May Monats ein Feuer im Escurial ausgegangen, wodurch der meiste Theil dieses Gebäus (an welchem König Philippus II. in Hispanien, wie man lieset, zwantzig Millionen Goldes verwendet: hoc fuit superfluum) mit einer Bibliothek von sehr viel schönen Büchern und raren Manuscripten verbrunnen.	So empfande auch Spanien bei der Einäscherung des Wunderwerks der Welt, deß köstlichen Eskurials (an dessen Erbauung König Philippus II. zwantzig Millionen Golds verwandet) einen so hoch empfindlichen Verlust, allda am Gebäu vornehmlich aber an der außerlesenen Bibliothek unaußsprechlicher Schaden geschehen *und würde derselbe noch grösser geworden seyn, heylsamer Platzregen die wüende Flamme nicht gedämpfet hätte.*	Zu Madrit ist in dem königlichen Gebäude Escurial genandt (an welches König Philippus in Hispanien zwantzig Millionen Goldes verwendet) unversehens ein Feuer außkommen, wodurch dasselbe sampt einer Bibliothek von sehr viel schönen Büchern und raren Manuscriptis verbrunnen *und hat man die Flamme 15 Meilen Wegs sehen können.*

Die letzten Worte des Theatrum stellen ein Sondergut dar, das eine Benützung allein der Meßrelation oder des Diarium ausschließt. An ein Einarbeiten einer zweiten Quelle am Schluß des Theatrum ist aber bei einer so geringfügigen Nachricht kaum zu denken. Das Verhältnis der drei zitierten Darstellungen erklärt sich am einfachsten wieder so, daß sie alle auf die gleiche Relation aus Madrid zurückgehen, aber dieselbe in verschiedener Weise ausgeschrieben haben. Die Tatsache, daß der Umfang des in X, II benützten

Quellenmaterials fast derselbe ist wie im Diarium, läßt sich dann daraus erklären, daß beiden Werken, ebenso wie den Meßrelationen stets etwa die gleiche Masse der in der Verlagsstadt Frankfurt zusammenlaufenden Advisen, Relationen und Akten zu Gebote standen.

Allein, vielleicht liegen der weitgehenden Uebereinstimmung von Diarium und Theatrum X, II noch andere Motive zugrunde. Es gilt zwar als feststehende Tatsache, daß mit dem 1669 erscheinenden XIX. Teile des Diarium die Autorschaft M. Meyers zu Ende ist, weil von da ab die folgenden Bände nicht mehr seinen Namen tragen, und hier knüpft sich sofort die Schlußfolgerung an, daß Meyer 1669 oder 1670 gestorben sein wird (Allg. D. Biogr.). Die letztere Vermutung läßt sich dadurch zweifellos widerlegen, daß M. Meyer noch 1672 die Vorrede zum IX. Teile des Theatrum geschrieben hat. Man könnte also sein Verschwinden aus der Reihe der Frankfurter Kompilatoren höchstens zwischen 1672 und 1677, dem Erscheinen des X. Bandes des Theatrum, festsetzen. Wenn also Meyer sicherlich wenigstens noch bis 1672 in Frankfurt tätig war, so ist eigentlich nicht einzusehen, warum er bis zu dieser Zeit nicht auch sein Diarium fortgesetzt haben soll, zumal beim Uebergang vom XIX. zum XX. Teil keine Aenderung, es sei denn das Verschwinden des Namens des Autors beobachtet werden kann. Es ist aber gar nicht selten, daß die Kompilatoren, wenn sie einmal eine Zeitlang an einem Werk gearbeitet haben, keinen Wert mehr darauf legen, daß ihr Name auf dem Titelblatt prangt, wie die verschiedenen Teile von Gottfrieds Chronik beweisen können, oder auch aus persönlichen Gründen es plötzlich vorziehen, ihren Namen nicht mehr zu veröffentlichen, wie Oraeus im IV. Bande des Theatrum. Es ist also das Fehlen des Autornamens im XX. und den folgenden Teilen des Diarium kein ausreichender Grund die Verfasserschaft Meyer abzusprechen. Erst in der Vorrede des XXX. Teils (1675) wird

davon gesprochen, daß im vorausgehenden Band alles wirr und konfus durcheinander gesetzt worden sei, daß aber nun wieder alles methodisch und ordentlich verfaßt werden soll. Dazu beginnt eine neue Bändenumerierung des jetzt „Neueingerichtetes Diarium Europaeum“ genannten Werkes. Also erst um diese Zeit treten Wechsel in der Verfasserschaft des Diarium auf. Man könnte demnach die auf XIX nächstfolgenden Bände noch Meyer zusprechen. Dann aber wäre die Beziehung zu unserem Theatrum etwa so zu denken. Aus seinen schon für das Diarium benützten Quellen hat Meyer die Darstellung für 1665—68 (X I) des Theatrum ausgearbeitet und sie ist deshalb als besonderer Teil im X. Bande gedruckt worden. Den Rest des Bandes, nämlich die Jahre 1669—71, hat Geiger vielleicht aus dem von Meyer für sein Diarium zusammengetragenen und hinterlassenen Quellenmaterial neu geschaffen.

XI.

Als im Oktober 1672 Seine Churfürstliche Durchl. zu Brandenburg Dero Hauptquartier in dem Hanauischen Städtlein Bergen ohnweit Franckfurt nahmen, empfunden Sie Belieben diese berühmte Kayserliche Wahlstadt und was darinnen schauenswürdig zu sehen, ließen derowegen durch Dero Oberhoff-Marschalln Freyherrn von Kanitz Matthäi Merians Haus in Augenschein nehmen und als solches derselbe nicht allein an sich selbsten für bequem, sondern auch den großen Saal mit allen Nebenzimmern von den herrlichsten und raresten Gemählden bezierret fande, wurde sobalden durch die Churfürstl. Bedienten zu einem prächtigen Panquet fertigste Anstalt gemacht (XI 54). Von diesem Aufenthalt des Großen Kurfürsten her scheinen seine Beziehungen zur Familie Merian zu datieren, als deren Niederschlag es wohl zu verstehen ist, daß wir Matthäus Merian d. J.

die Vertrauensstellung eines churbrandenburgischen Residenten begleiten sehen. Als jetzt der Verlag Merian sich nach einem Verfasser umsehen mußte, der für das Theatrum den XI. Band mit der Zeit 1672—78 bearbeiten sollte, wird man vermutlich schon daran gedacht haben, mit der Erledigung dieses Auftrags einen Autor zu bedenken, der wenigstens eine dem churbrandenburgischen Hause nicht abholde politische Anschauung vertrat. Es kann jedenfalls nicht wundernehmen, daß uns als Verfasser des XI. Bandes ein Mann begegnet, der das regste Interesse und die wärmste Teilnahme für Brandenburg und seine Politik hegt. Er führt in verständiger Entwicklung den Gang der brandenburgischen Politik vor, wobei er überall mit anerkennenden oder rechtfertigenden Beifügungen nicht kargt. Stets bemüht er sich, das Vorgehen dieses Staates als ein dem gemeinen Interesse wider die Reichsfeinde dienliches auszudeuten (1186). Mit der Parteinahme für den churbrandenburgischen Staat ist aufs engste eine schwärmerische Bewunderung für die Kriegsaktionen seines Fürsten verbunden. Brandenburg verteidigt sich stattlich mit der Feder, aber auch mit dem Schwert (822). Mit des höchsten Beystand (830) verrichtet der Held, der so tapffer streiten lernen, seine glorreichen Kriegsoperationen. Immer wieder wird darauf hingewiesen, wie wegen seiner Heldentaten viel tausend vor Freuden weyneten und abwesend den Arm dieses Helden küsseten (831) und wie sich viel vormahls Eysenveste Hertzen erweichen und gewinnen ließen (1191). Von der Parteinahme für Churbrandenburg aus orientieren sich die sämtlichen politischen Anschauungen des Verfassers. Frankreich steht natürlich im schlechtesten Lichte da. Seine Politik ist hinterlistig und auf Schrauben gesetzt (45). Wenn der Autor namentlich daran kommt, die Verwüstungen in den von den Franzosen durchzogenen Gegenden zu schildern, so trägt er hier die grellsten Farben auf. Greuliche Tyranney blutdürstiger Hunde (519; 156), Sengen und Brennen, Mord-

brennerey und derartige Ausdrücke nimmt er hier in seine Darstellung auf. Auch das von Frankreich zu der gegen Churbrandenburg vorgenommen Ruptur verleitete Schweden steht nicht in seiner Gunst. Dänemark, der Kaiser, Spanien und Holland werden als Bundesgenossen Brandenburgs gut beurteilt. Als aber die letzteren Brandenburg plötzlich allein stehen lassen und sich mit Frankreich einigen, hält der Autor mit mißbilligenden Ausdrücken nicht zurück. Neben der churbrandenburgischen Tendenz bricht gelegentlich eine protestantische Richtung durch. Der Autor spricht von den ihrer Gewissensfreiheit beraubten Untertanen (74), „so einig und allein der Röm. Clerisey Blut- und Herrschgierigkeit viele recht Catholisch gesinnte selbsten uhrheblisch beymaßen“ (76). Doch drängen sich die religiösen Ansichten des Verfassers keineswegs in allzu einseitiger Weise durch. Der Papst Clemens, der Friedliebende Vatter (320), getreue Hirte und Weise Richter (322) wird auch wegen seines Eifers gegen den Erbfeind, besonders aber wegen der Abwehr des streit- und ränkesüchtigen Frankreich aufrichtig gelobt. Wie sehr aber die politischen Anschauungen des Autors die gesamte Anlage der Darstellung beeinflussen, tritt deutlich zutage. Vor allem macht sich die Tendenz in der Auswahl der Quellen fühlbar. Obwohl der Verfasser in der Vorrede bemerkt, daß es „an Materi“ für die Kriegsereignisse nicht ermangelte, daß sogar der Stoff schier zu häuffig geworden sei, so hütet er sich doch von französischem Standpunkt geschriebene Quellen zu benutzen. Fast immer werden die Franzosen in den benutzten Berichten als die „Feinde“ bezeichnet. Er sagt bisweilen, daß anderslautende, parteiische französische Relationen existieren, läßt sie aber meist unangeführt. In Fällen, wo sich die Berichte darüber nicht einig sind, wem der Sieg zuzuschreiben sei, entscheidet sich unser Verfasser stets zugunsten der Alliierten.

Das besondere Interesse für Churbrandenburg veranlaßt ferner sogar eine Erweiterung der in den vorausgehenden

Bänden festgehaltenen Rubrikeneinteilung, indem den Vorgängen im Reich stets ein besonderer Abschnitt, der von den Ereignissen am churfürstlichen Hofe zu Berlin handelt, angehängt wird. Auch kann es sich der Verfasser nicht versagen, obwohl seine Darstellung nur bis 1678 reicht, die brandenburgischen Aktionen bis zum Friedensschluß im 1679ten Jahre noch zu verfolgen.

Daß der Autor an den Dingen, die er beschreibt, meist inneren Anteil nimmt, ist für die Ausgestaltung der Darstellung von günstigem Einfluß gewesen. Hat er sich doch, wie er ausdrücklich sagt, vorgenommen, „etwas mehreres als die facta externa vorzustellen, nemlich deren Einleitung aus den vortrefflichsten consiliis zu zeigen". Gerade damit, daß die Kriegsereignisse der Jahre 1672—78 das Hauptinteresse in Anspruch nehmen, kommt unser Verfasser wieder mehr von dem Unterhaltungsstoff ab, dem seine beiden nächsten Vorgänger ein zu weites Gebiet einräumen mußten. Besonders in den Hofberichten werden die nach der Manier des Unterhaltungsstoffes in Detailmalerei sich ergehenden höfischen Ereignisse eingeschränkt und dafür eher auf den Gang des diplomatischen Verkehrs das Augenmerk gelenkt.

Daß der Verfasser des XI. Bandes in seiner Darstellung Brandenburg so hervortreten ließ, das entspricht zwar auch den geschichtlichen Tatsachen. Allein die Art, wie der Autor für diesen Staat und seinen Fürsten eintritt, zeigt deutlich, daß er zu denen gehört, die in nationalen Hoffnungen ihren Blick auf Churbrandenburg richteten. Das kommt in der Conclusio des XI. Bandes in den folgenden Worten zum Ausdruck: „Der Allerhöchste Gott, der biß dahin J. C. D. preißwürdigste Consilia und Waffen zu hohem Ersprieß des werthen Vaterlandes mit so vielem Sieg und Segen bekrönet, der wolle den Ihrem Durchläuchtigsten Namen dadurch zugewachsenen hohen splendor zu noch fernerem Heil so wohl ihro hohen Churhauses als der gantzen teutschen Nation beständig gläntzen lassen, damit jeder männiglich

des nunmehro so theuer wiedergebrachten Friedens erwündschten Genuß empfinden, ein jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum sicher und ruhig bleiben, Gott und dem Kayser das ihre geben, in so Christmäßigem Verhalten alle Seelen und Leibeswohlfahrt empfinden, solche auch auf die liebe posteriorität wieder alle dagegen sich erhebende Sturmwinde beständig fortgrünen und die Ehre und Freyheit der Teutschen Nation bis ans Ende der Zeiten empor bleiben möge."

XII—XV.

Wenn wir XII—XV als eine zusammengehörige Gruppe fassen wollen, so müssen wir die Verwandtschaft dieser vier Bände miteinander, sowie ihre Scheidung von XI und XVI zu erweisen suchen. Wir lenken zunächst unser Augenmerk auf die Vorreden der fraglichen Bände. Da fällt uns bei XII (ed. 1691) auf, daß der Autor versichert, daß man diesen gegenwärtigen grausamen Krieg zu einem absonderlichen Volumine zurückgelegt habe und dem Geschichtliebenden Leser ehst möglichst mitzutheilen gedencke. Auf einen solchen Hinweis ist im allgemeinen wenig Gewicht zu legen. Die Autoren haben fast immer den Vorsatz, auch den folgenden Teil des Theatrum zu besorgen. Doch da zwischen den Editionen der einzelnen Bände meist ein Zeitraum von mehreren Jahren liegt, so haben sich die Verhältnisse sehr oft inzwischen derart geändert, daß wieder ein ganz anderer Verfasser auf der Bildfläche erscheint. Nur dann ist derartigen Verweisen Wert beizumessen, wenn der Autor im folgenden Band auf seine im vorausgehenden ausgesprochene und nunmehr erfüllte Verheißung sich bezieht. In der Tat beginnt die Vorrde zu XIII (ed. 1698) mit den Worten: „Unserem Versprechen nach kommt dieser XIII. Theil von dem Theatro Europaeo auch an das Liecht."

Genau so sagt der Autor schon in XIII, daß man nicht ermangeln werde, mit der Continuation im XIV. Theil so bald es möglich hervorzukommen, und der Anfang der Vorrede zu XIV (ed. 1702) lautet: „Wie sehr wir verlangt dem G. Leser unserm bei dem XIIIten Theil gethanen Versprechen zu schuldigster Folge mit dieses jetzigen Tomi schleunigerer Heraußgebung ehender auffzuwarten“ usw. Auffallend ist übrigens die große Aehnlichkeit in der Form der Vorreden zu XII, XIII und XIV. Der Verfasser pflegt überall in allgemeinen, großzügigen Umrissen vorzuzeichnen, was der Leser in dem betreffenden Band finden wird. Zugleich damit spricht er meist seine Scheu aus, diese Inhaltsangabe zu weit auszudehnen. Es wird nun ferner auch im XIV. Band zwar die vorgesetzte baldige Heraußgebung des XVten Theils, mit dem das Saeculum beschlossen werden soll, im voraus verkündigt, allein in XV findet sich keine Bezugnahme auf dieses Versprechen. Doch läßt sich die Zusammengehörigkeit von XIV und XV anderweitig begründen. Vor allem ist die große Vertrautheit des Autors von XV mit den zunächst vorausgehenden Bänden hervorzuheben. Insbesondere vergeht fast keine Rubrik, in der nicht auf die Verbindung mit XIV aufmerksam gemacht wird. Der Verfasser von XV kennt bis ins einzelne genau die in XIV eingehaltene Reihenfolge der Ereignisse. Daß die Hinweise auf XIV gelegentlich persönliche Form annehmen, z. B.: „wir haben im Tomo XIV gesehen“ (XV 504), darauf darf ja zwar nicht zuviel gegeben werden, doch sollte es nicht unerwähnt bleiben. Wie deutlich bisweilen auf die Anordnung des vorausgehenden Bandes Bezug genommen wird, mag mit zwei Belegen illustriert werden: „Weil auch in dem vorigen XIV. Theile f. 788 bey denen daselbst gemeldeten Friedens-Vorschlägen der An. 1695 geschehenen Erneuerung der großen Alliance der hohen Aliierten gedacht worden, so hat man auch vor diesesmal hiervon bey eben dem Titul gedencken und nur mit wenigen melden

wollen“ (XV S. 38) oder: „Bey Anführung dieses Titels in dem vorigen Jahre (1695, d. i. Bd. XIV) ist als sonderlich merckwürdig erinnert worden, daß gleich mit dem Eintritt deselben unterschiedene hohe Standespersonen fast zu einer Zeit von dem Tode weggeraffet worden: Bey gegenwärtigem aber fällt eine andere und noch größere Merckwürdigkeit vor“ usw. (XV S. 113). Bei dieser bis ins Detail gehenden Vertrautheit des XV. mit dem XIV. Teil dürften wir kaum fehlgehen, wenn wir sie zusammen mit XII und XIII dem gleichen Autor zuschreiben. Die Trennung dieser Gruppe von XI macht allerdings einige Schwierigkeiten. Diese Rubrikenordnung der Bände XI und XII ist im wesentlichen die gleiche. Die Vorrede von XI (ed. 1682) aber zeigt kaum Aehnlichkeiten mit den folgenden Teilen. Zwar gibt auch XI der Hoffnung Ausdruck, „in den nun folgenden Jahren eitel Freuden-Begebnüsse aus Teutschland auff die Europäische Schau-Bühne zustellen“, allein dieser Verweise ist durch keine Bezugnahme darauf in XII gedeckt. Es kann sich in der Zwischenzeit (1682—1691) leicht eine Aenderung vollzogen haben. Neben dem Mangel an Verweisen zwischen XI und XII darf vielleicht noch auf Unterschiede im Charakter beider Bände hingewiesen werden. Die Tendenz ist zwar, weil es sich hier um in weiten Kreisen vertretene „patriotische“ Anschauungen handelt, nicht auffallend verschieden. Allein sie tritt doch, wie wir noch sehen werden, im XI. Band bedeutend stärker hervor wie in den folgenden Teilen. Besonders betont ferner der Autor von XI die Absicht, nicht nur die nackten Tatsachen vorzuführen, sondern auch die „Einleitung aus den vortrefflichsten Consiliis“ zu zeigen. Dieser Gedanke jedoch kehrt in keinem der folgenden Bände wieder. Leichter als hier vollzieht sich die Trennung von XV und XVI. Die Vorreden von XVI an sind ganz anders geartet, vor allem viel langatmiger. Sodann unterzeichnet sich der Autor von XVI f. stets eigentümlicher Weise mit „dessen Schreiber“. Endlich kommt

uns die Tradition (Struve) zur Hilfe, die von XVI ab die Abfassung in die Hände Schneiders legt. Ein äußeres Merkmal, das auf eine Verbindung von XII—XV deutet, mag nicht unerwähnt bleiben. Während nämlich XI und XVI den üblichen Titel eines „Theatri Europaei oder ausführlich fortgeführter Friedens- und Kriegsbeschreibung und was mehr von denckwürdigsten Geschichten in Europa usw. vorgegangen" führen, ist dagegen den Teilen XII—XV die Bezeichnung eines „Theatri Europaei Continuati das ist abermalige ausführliche Fortsetzung denk- und merkwürdigster Geschichten, welche ihrer gewöhnlichen Eintheilung nach an verschiedenen Orten durch Europa usw. sich begeben" gemeinsam.

Ueber unseren Autor läßt sich wenig sagen. Er lebt und schreibt allhier in Frankfurt (XII 497; XIII 244). Daher mag er vielleicht in den Reihen der dortigen Kompilatoren gesucht werden, die an ähnlichen Unternehmungen mitarbeiten. In seiner Arbeitsmethode unterscheidet er sich kaum von den übrigen Autoren des Theatrum. Beachtenswert ist allerdings, daß er über eine gute Kenntnis der weit vorausliegenden Geschichte verfügt. Er unternimmt es sogar auf Dinge, die in früheren Bänden, z. B. VI und XI (XV 665) nicht ausführlich genug besprochen worden sind, zurückzugreifen. Auffallend ist es ferner, daß unser Verfasser den Erzählungen von Omina und Wunderzeichen, die seine Vorgänger zumeist als sichere Vorboten künftigen Unglücks gläubig hinzunehmen pflegten, einen gewissen Skeptizismus entgegenbringt. Er macht darauf aufmerksam, daß sie nicht widerspruchsfrei und für Gedichte einer müßigen Feder zu halten sind (XIII 1353). Vielfach bilden sich Leute ohne Grund ein, derartige Dinge gesehen zu haben (XII 496). Solche Geschichten können bei keinem Verständigen leicht mehr Glauben finden (XIV 724). Eine große Vorliebe hingegen hat unser Autor für das Spielen mit sonderbaren Zahlen oder das Nachdenken über merkwürdig zusammen-

treffende Ereignisse. Er vergißt nicht darauf aufmerksam zu machen, daß die Jahreszahl 1691 umgekehrt ebenso gelesen werden könne (XIV 231) und es fällt ihm auf, daß mehrere königliche Personen vor der Jahrhundertwende sterben, so daß es scheint, Gott der Herr wolle mit dem bevorstehenden neuen Seculo den großen Schauplatz der Welt mit neuen Personen verändern (XV 113).

In der Stoffgruppierung schließt sich unser Autor wenigstens zunächst an seine Vorgänger an, wenn er sich auch allmählich ein etwas verändertes Ordnungssystem bildet. Die alte Rubrikeneinteilung bleibt zwar dauernd grundlegend. Allein schon in XII wird außer der aus XI übernommenen „churbrandenburgischen Hofgeschichte" eine neue Abteilung für die „ottomannische Pforte" (XII 951) eingeführt und bei den „Reichsgeschichten" ist eine Disponierung nach einzelnen Abschnitten zu verspüren. Von XIII ab entschließt sich der Autor alljährlich die Kriegsereignisse vorauszustellen. Voran steht der Kampf des Kaisers, der Polen, Moskowiter und Venedigs mit den Türken, danach werden die deutsch-französischen Streitigkeiten erzählt. Diese Anordnung entspricht einer wohlberechneten Ueberlegung. An diesen beiden Kriegen sind eine große Reihe von Staaten beteiligt. Wenn nun bei der jedem Staat zugewiesenen Rubrik dessen Kriegsaktionen erzählt werden sollten, so würde die ganze Kriegsgeschichte in Stücke zerissen werden, wobei außerdem immer die gleichen Ereignisse nochmals gestreift, also dauernd Wiederholungen vorgenommen werden müßten. Diese Fehler vermeidet der Verfasser durch die Vorausstellung der Kriegsereignisse, die übrigens wieder in eine Reihe von Abschnitten gegliedert sind. Danach folgen die von Schleder her bekannten Rubriken. Aber dabei liebt der Autor nicht nur Zusätze neuer Abteilungen, sondern er zerkleinert die einzelnen Titel selbst noch weiter. Er trennt z. B. spanische und vereinigte Niederlande ebenso wie er die einzelnen

italienischen Staaten zu sondern sucht. Wie dieses Zerteilen so findet wieder bisweilen ein Zusammenziehen statt. Der Autor geht also recht frei mit seiner Anordnung um. Bestimmend für ihn ist hierbei der Lauf der Geschichte selbst. Ist einmal Frieden mit Frankreich und der Türkei getroffen, so fällt die gewöhnlich vorausgeschickte Darlegung der Kriegsbegebenheiten einfach weg. Besonders beachtenswert ist endlich die Gliederung der alten Reichsrubrik. Es werden nämlich hier der Rangfolge nach Kaiserliche, Churfürstliche, Fürstliche, Gräfliche und zuletzt weltlicher und geistlicher Stände Sachen abgehandelt. Das hat eine unmittelbare Folge, die dem ganzen Werk einen etwas anders gearteten Charakter verleiht. Bei den zunächst vorausgehenden Bänden nämlich war das Reich nur eine Rubrik neben der die den außerdeutschen Staaten zugewiesenen Paragraphen gleichberechtigt standen. Nunmehr wird aber durch die Vielseitigkeit der Behandlung innerhalb der Reichsrubrik ein entschiedener Nachdruck auf die deutschen Ereignisse gelegt. Sodann wird, was gleichfalls nicht zu übersehen ist, weil bei den einzelnen Reichsgliedern vielfach interndeutsche Streitigkeiten in starkem Maße herangezogen werden, die vornehmlich mit der Feder ausgetragen wurden, dem Aktenstoff ein weites Gebiet eingeräumt.

Die den Kriegsaktionen gewidmeten Abschnitte werden mit den deutsch-französischen und christlich-türkischen Kämpfen ausgefüllt. In beiden Fällen ist die Parteistellung unseres Autors die natürlich gegebene. Als Reichsdeutscher ist er gegen Frankreich, als Christ gegen die Türken eingenommen. Frankreich ist der allgemeine Reichsfeind. Seine Anforderungen sind unfriedsam (XII 129), seine Anschläge unrechtmäßig (XII 112, 134). Die Krone Frankreich gibt zwar vor, den Frieden heiliglich zu halten, indessen aber nimmt sie die herrlichsten Festungen hinweg (XV 515). Straßburg eine Vormauer des Reichs ist sogar ohne Belagerung übergeben worden (XII 277). Besonders scharfe

Verbitterung lösen die Gewalttätigkeiten und Feindseligkeiten (XIII 999; 328), sowie der unersetzliche Schaden durch die Exactiones (XIII 359) der französischen Mordbrenner (XIII 798) in der Pfalz. Sie verüben Tyrannei (XIV 451) und suchen alles mit Feuer und Schwert heim (XIV 754). Trotzdem wollen sie ihre harten und barbarischen Prozeduren (XII 269; XIV 32, 452) mit Scheingründen justifizieren. Jedoch die Gegenschriften der Alliierten vermögen die Ungerechtigkeit der französischen Waffen der Welt für Augen zu legen (XIII 331). Unter den gegen Frankreich Konföderierten wird nicht mehr so wie in XI Brandenburg hervorgehoben. Die Begeisterung allerdings, die sich um die Person des Großen Kurfürsten und seine Heldentaten, die die Welt in Staunen setzten, konzentrierte, war auch bei unserem Autor vorhanden, das zeigt der beim Ableben Friedrich Wilhelms eingefügte Nekrolog (XIII 399). Mehr als Brandenburg tritt der Kaiser, der sich die Sicherheit des Reichs zum höchsten angelegen sein läßt (XII 287), besonders wegen der Abwehr der Türkengefahr hervor. Zwar begegnen wir auf diesem Felde auch Brandenburgs siegreichen Waffen (XII 948), die dazu das ihrige glor(würdig beytragen (XII 1026). Allein: „vornehmlich wird jedweder Patriote unsers geliebten Vaterlandes mit größester Anmut lesen, wie der Höchste Gott die Waffen des glor(würdigsten Hauses Oesterreich in Hungarn dergestalt gesegnet, daß wir uns allem menschlichem Ansehen nach keines gefährlichen Einfalls in Deutschen Gräntzen von den Unglaubigen so bald zu befürchten haben“ (XIII Vorrede, 647, 668). Der nach Christenblut dürstende Erbfeind (XII 524) gedachte den in Zwiespalt befindlichen christlichen Potentaten einen ordentlichen Schlag zu versetzen; aber Gott hat es anders verordnet (XV 115). Die für die Ehre seines Namens streitenden christlichen Soldaten hat er nicht im Stich gelassen (XIII 51). Die tyrannischen und grausamen Barbaren und Raubvögel (XIII 651) werden schließlich nach

so vielen großen Niederlagen des Krieges überdrüssig und schicken sich zum Frieden an ((XV 515).

Neben den politischen verdienen die religiösen Ansichten unseres Autors Beachtung. Die Art und Weise der Darstellung bei religiösen Streitfragen läßt keinen Zweifel darüber, daß der Verfasser Protestant ist. Besonders tritt das hervor in den dargebotenen Berichten von der Austreibung der Hugenotten und Waldenser. Ein solcher Gewissenszwang (XII 665), solche Prozeduren sind bey keinem Heyden noch Türken, ja selbst bei den allergrausamsten Verfolgern der Christlichen Religion nicht zu finden (XII 892). Bei den Dragonaden hat man diese Unmenschen anstatt der Catholischen Geistlichen gebraucht (XII 920). Die Inquisition wird mit Ausdrücken wie unzeitiger Eyfer (XV 101) und grausame Exekution belegt. Wie von religiösem Gesichtspunkt politische Vorfälle gewürdigt werden, das zeigt die Beurteilung des Thronwechsels in England. Den Sturz Jakobs von England nennt er ein fatales oder auch heylsames Ereignis (XIII 254).

Er mag zum Schlusse auch bei den soeben besprochenen Teilen des Theatrum auf die nahe Verwandtschaft mit den Meßrelationen aufmerksam gemacht werden.

Rel. Hist. OM.—HM. 1693 S. 115.

Im Monat Aprilerhube sich in Stockholm eine starcke Feuersbrunst, wovon das schöne Wrangelische Palatinum, so über drei Thonen Goldes zu bauen gekostet, verzehrt wurde.

Theatrum Bd. XIV S. 577.

Den 23. Mart. brannte zu Stockholm *der Stadt Brauhauss aufm Süderholm mit vielen daherum stehenden Häusern ab*, worunter auch der schöne Wrangelische Palast gewesen, so bey drey Tonnen Goldes gekostet.

Rel. Hist. OH.—HM. 1693 S. 115.

Am 28. dito legte eine zu Horneburg entstandene Feuers-Brunst innerhalb 5 Stunden 28 Häuser in die Aschen.

Theatrum Bd. XIV S. 577.

Ingleichen entstund im Monat April zu Hornburg eine hefftige Feuersbrunst, welche *bei einem starcken Winde von 2 Uhr Nachmittags bis 7 Uhr Abends* dergestalt gewütet, daß in solcher Zeit 22 Häuser gäntzlich in die Aschen gelegt worden.

Rel. Hist. OM.—HM. 1694.

. . . . alles in dem Platz gefundene Geschützmitgenommen, wiederum nach Algiers zurückgekehrt und beschriebenermaßem dem Krieg, der bloßerdings auß einem auff den Bey Hammet von Tunis geworffenen Haß . . . . usw.

Theatrium XIV S. 719.

. . . . sie nahmen die Geschütze aus der Stadt mit weg und kehreten *mit Freuden und Sieg* wieder nach Algiers zurücke; *gestalt sie denn auch bei währendem Lauff ihrer Victorien zu unterschiedenenmalen daselbst das Geschütz lossbrennen und andere Freuden-Zeichen sehen lassen;* und weil dieser Krieg bloß aus einem besonderen auf den Bey von Tunis geworffenen Haß . . . . usw.

Bei dem hier gebotenen Tatbestand läßt sich die Verwandtschaft beider Werke, wobei das Theatrum überall über die ausführlichere Darstellung verfügt, kaum anders erklären als, daß das Theatrum 1702 noch die gleichen Quellen benutzt wie die Meßrelation 1693 und 1694. Wir dürfen weiter annehmen, daß diese gemeinsamen Quellen in den ursprünglichen Einzelrelationen zu suchen sind. Daß an den oben zitierten Stellen einmal die Meßrelationen die von ihnen verwerteten Berichte sichtlich kürzen, ist aus dem veränderten Charakter dieses Werkes zu erklären. In früheren Zeiten waren die „Relationes Historicae" primitive Quellsammlungen, die ihre Berichte ganz ungeändert zumeist abdruckten. Aber besonders unter den Händen Schleders, der lange Jahre hindurch ihre Herausgabe besorgte, sind sie zu einem fortgeschritteneren Stadium gelangt, so daß sie nunmehr bisweilen ihre Relationen kürzen und verarbeiten.

XVI—XXI.

Die Bände XVI—XXI, die zumeist für jedes behandelte Jahr eine besondere Seitenzählung einrichten und so in einzelne im folgenden als I, II etc. zitierte Teile zerfallen, führen uns in den Zeitraum 1701—1718 ein und erscheinen

im Verlauf der Jahre 1717—1738. Eine eigenartige und doch durchweg gleichbleibende Auswahl und Rubrizierung des angezogenen Stoffes sowie ein überall ebenmäßig wirksames Hervortreten der politischen und religiösen Anschauungen könnte genügen, um die Urheberschaft der fraglichen Bände einem Manne zuzuschreiben. Selbst stilistische Eigenheiten lassen sich durch alle diese Teile des Theatrum hindurch verfolgen. Abgesehen von öfters wiederkehrenden Uebergangssätzen und Wendungen sei nur auf ein unscheinbares dialektisches Merkmal aufmerksam gemacht. Wie bei Meyer der bevorzugte Gebrauch des Wörtleins „hiesig" auffallen mußte, so zeigt unser Autor eine ganz besondere Vorliebe für die Beifügung eines „dasig", das vornehmlich in den erzählenden Partien selbst auf kleinen Strecken mehrmals zu finden ist. Auch die Vorreden, die der Verfasser Vorberichte zu nennen und mit der Unterschrift „dessen Schreiber" zu versehen pflegt, bieten eine Reihe von Anhaltspunkten für die Zusammengehörigkeit der Teile XVI bis XXI. In dem Vorbericht zu XVI wird bemerkt, daß mancher gerne das Theatrum „als eine kleine Bibliothek" gebrauchen will. Der gleiche Gedanke, daß das Werk „den Außzug einer historischen Bibliothek sowohl der Staats- als Kriegssachen abgeben könne", findet sich bei XVII. Die Vorrede zu XXI endlich besagt wiederum, daß die Dinge, die in einer großen auch gar manchen Folianten ausmachenden Menge Bücher vorhanden sind, im Theatrum in einem „Auszug und kurtzen Begriff" vorliegen, so daß es den Vorzug der „Summarien" größerer Bücher teile. Hier also verbindet die Wiederkehr desselben Gedankens die fraglichen Teile miteinander. Allein der Verfasser selbst behandelt XVI—XXI als eine gesonderte Gruppe. Er weist ausdrücklich darauf hin, daß sich die Register „in denen sechs letzten Bänden anders und so umständlich eingerichtet" befinden, daß man sich leicht über die darin enthaltenen mannigfachen Dinge orientieren kann. Wenn der Autor

sich dabei auf eines „unpartheyisch-achtsamen Lesers Urtheil“ beruft, so bittet er „nahmentlich auf die sechs letzteren Theile“ zu achten (XXI). Nicht zu übergehen ist ferner eine allerdings sich nicht ganz deutlich aussprechende Bezugnahme auf die im XVI. Bande gegebenen Ausführungen über den Charakter des Theatrum. „Bei Herausgebung des XVI Theils“, so heißt es in dem Vorbericht zu XXI, „ist von der Art, von dem Gebrauch und Nutzen seines Inhalts und seiner Vorstellungen schon ein und anders, darauff man sich hier abermahls bezogen haben will, erinnert und zu bedencken gegeben worden.“ Ueber die Person unseres Autors gibt Struve Aufschluß, der zu Band XVI—XIX beifügt: „auctore Schneidero Pastore tum Laubacensi, qui ab hero suo comite Solmensi Friderico atque ab aliis viris illustribus praeclara accepit subsidia.“ Eine Schwierigkeit in dieser Mitteilung Struves liegt darin, daß er nur XVI—XIX Schneider, hingegen XX und XXI einem Anonymus zuschreibt. Die vorausgehenden Ausführungen indessen verlangen für die Gruppe XVI—XXI einen Verfasser, zumal noch durch verschiedene Gründe gerade die Zusammengehörigkeit von XVI—XIX mit XX und XXI sehr wahrscheinlich gemacht wird. Zunächst ist XX mit XIX durch eine große Anzahl Hinweise verknüpft, die zwar wie gewöhnlich recht allgemein gehalten sind, aber bisweilen doch etwas deutlicher werden. Es wird z. B. die spanische Rubrik in dem ersten in Band XX behandelten Jahre eröffnet: „Girona haben wir vorigen Jahrs von den Kayserl. und Königl. Spanischen Truppen belägert gelassen“ (XX I 508). Schon ein Einblick ferner in das Register der letzten beiden Bände des Theatrums genügt, um festzustellen, daß der Verfasser ein ganz außergewöhnliches Interesse für die Familienereignisse der Solmsischen Grafen insbesondere der Laubacher Linie an den Tag legt. In der Widmung des XXI Bandes erzählt weiter der Autor, daß er bei der Gefangennahme des Prinzen von Mecklenburg in Schlangenbad

durch die Franzosen (1709) zugegen gewesen sei. Diese Geschichte berichtet das Theatrum XVIII S. 133. Wenn wir nun unter den bei diesem Vorfall beteiligten Personen suchen, zu wessen Begleitung unser Verfasser wohl gehört haben mag, so begegnet uns hier wieder ein Graf von Solms-Braunfels. Noch deutlicher ist die an gleicher Stelle (XXI) gegebene Mitteilung des Autors, er habe der in tiefster Betrübnis schwebenden Mutter des Prinzen die bald erfolgte glückliche Befreiung ihres Sohnes anzeigen, auch „hernachmahls in Christlicher Gebets-Versammlung Gott für seine große Güte und Treue geziemend dancken“ können. Man hat wohl dem Solmsischen Hoftheologen die Benachrichtigung der ängstlichen Mutter anvertraut, der dann auch einen Dankgottesdienst für die glückliche Errettung des Prinzen abzuhalten unternahm. Also auf diesem Wege kommen wir gleichfalls dazu die Abfassung von XX und XXI für Schneider in Anspruch zu nehmen. Wenn wir schließlich bedenken, daß die Grafen von Solms nebst ihrem Anhang vielfach Mitglieder der Reichsgerichtshöfe waren, so erklärt es sich zugleich, woher der Autor von XVI—XXI ein so überaus reichliches Aktenmaterial von allerlei Streitigkeiten im Reich, besonders soweit sie beim Kammergericht anhängig waren, schöpfen mag. Es ist also die Angabe Struves dahin richtig zu stellen, daß auch die Bände XX und XXI aus der Feder Schneiders stammen. Diese Annahme bestätigt Zedler, der zugleich eine recht ausführliche Lebensbeschreibung des Autors von XVI—XXI gibt.

Daniel Schneider wurde am 6. Oktober 1667 zu Breslau geboren. Nachdem er die deutsche Schule und das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, wünschte man, „daß er die Handelsschaft in Großen außer Landes lernen solte“. Die Verhandlungen, die man deswegen in Amsterdam angeknüpft hatte, zerschlugen sich. Im 18. Jahre entschloß er sich eine akademische Laufbahn einzuschlagen. Von neuem besuchte er deshalb das Gymnasium und 1689 konnte er in

Leipzig seine theologischen Studien aufnehmen. Neben der Theologie verlegte er sich auf die Rechtswissenschaft; aber er zeigte auch Interesse für Geschichte und Mathematik. Schon während seiner Studienzeit war er als Hofmeister tätig. 1695 erhielt er eine Pfarrstelle zu Goldberg. Durch seine Berufung sahen sich etliche Leute in ihrer Hoffnung auf Beförderung getäuscht. Der junge Pfarrer hatte bald eine Partei gegen sich (Theatrum XVI 1703 S. 156). Zu den Verdächtigungen, die seine Feinde gegen ihn ausstreuten, gehörte die, daß hinter den Worten seiner Predigten ein heimliches Gift verborgen sei, „weil er zu Halle gewesen und daselbst sowohl als zu Leipzig Thomasen gehöret" habe. Den Gegnern Schneiders gelingt es, ihn zu vertreiben und schließlich sogar seine Verhaftung als Irrlehrer durchzusetzen. Nachdem aber Leipziger und Gießener Theologen sein Glaubensbekenntnis als evangelisch anerkannt haben, bewirkt der Graf Friedrich Ernst zu Solms-Laubach, der Präsident des Reichskammergerichts seine Loslassung und beruft ihn als Hofprediger nach Laubach. Schneider befindet sich meist im Gefolge der Solmsischen Grafen. So begleitet er 1709 (XVIII 1709 S. 133), wie bereits oben erwähnt, den Grafen Wilhelm Moritz von Solms-Braunfels nach Schlangenbad. Auch noch nach dem Tode seines Gönners (1723) bleibt Schneider bei der gräflichen Familie. 1728 tritt er als Superintendent, Konsistorialrat und Oberpfarrer zu Michelstadt in Erbachsche Dienste.

Daß wir es diesmal mit einem protestantischen Theologen zu tun haben, ist auf die Darstellung nicht ohne Einfluß geblieben. Weniger mag auf fromme Redewendungen hingewiesen werden, denn solche sind auch bei den sonstigen Autoren des Theatrum nichts Ungewöhnliches. Aber es ist nicht zu verkennen, zu welcher Seite der Autor in religiösen Streitfragen neigt, selbst dann, wenn er nur ein fremdes Urteil anführen und mit seinem eigenen zurückhalten will (XX, II 143, 327). Als protestantischer Schriftsteller kann er

einmal sagen, daß „auch katholische Scribenten gestehen“ (XVI, II 351). Er redet von einer unrechtmäßigen Verbrennung der Schriften Lutheri zu Rom (XXI, II 283) und von seiner heilsamen Reformation (XXI, II 408). Wie fast alle seine Vorgänger unterläßt es Schneider nicht, die Gewissens-Drangsale (XVII, II 97; XVIII, I 80) seiner Konfessionsgenossen und die gegen sie gebrauchte „Schärffe und Grausamkeit“ (XVI, I 291) recht nachdrücklich hervorzuheben. Einen Anlaß, in seinen Aussagen deutlicher zu werden, geben dem Verfasser die Selbständigkeitsbestrebungen der gallikanischen Kirche. „Die Frantzösische Nation ist etwas wachsamer bey ihren Gerechtigkeiten gewesen und hat denen Geistlichen niemahls eine so freye Jurisdiktion zugestanden, welche sie zur Zerstörung der innerlichen Landes-Ruhe hätten anwenden können“ (XXI, II 307). „Es fehlet also nicht in der Römisch-Catholischen Kirche an aufgeweckten Geistern, welche den blinden Gehorsam gegen den Römischen Stuhl nicht begreiffen können und auch öffentlich davon zu reden sich nicht scheuen“ (XXI, II 308). Weniger gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche wendet sich der Autor als wie gegen ihre Geistlichkeit, wobei er sich bisweilen in wenig maßvollen Aeußerungen bewegt. Trotz alle dem verfällt Schneider nicht in blindeifernde Einseitigkeit. Bei den Konflikten auf religiösem Gebiet legt er nicht immer allein der katholischen Seite alle Schuld zu (XVII, I 60; II 259). Wir können schon dabei beobachten, wie er religiöse Sreitigkeiten von einem Standpunkt auffassen kann, der ihn über den Parteien stehen läßt. Besonders deutlich beweist dies der Autor bei den Differenzen der Lutherischen und Reformierten. Er führt die entsetzlichen Sätze eines blind eyffernden Hamburger Gymnasiallehrers gegen die Kalvinisten an, damit man daraus ersehen soll, wie weit „der Fleischliche Zorn unterm Namen eines Geistlichen Eyffers gehen kan“ (XVII, III 150). Die Einigkeitsbestrebungen zwischen Lutheranern und Reformierten glaubt er „allen

Christlich friedliebenden Seelen, allen insgesamt Theologis aber insonderheit“ anempfehlen zu dürfen (XVIII, II 39). Ein ähnliches über religiöse Einseitigkeit erhabenes Verhalten können wir bei den Wechselbeziehungen der religiösen und politischen Anschauungen des Verfassers beobachten. Die protestantischen Staaten haben zwar immer einen gewissen Vorzug. Besonders Brandenburg, das wegen der ausgebreiteten Macht dieses vortrefflichen Hauses in fast keiner Jahresrubrik unerwähnt bleiben kann, macht sich um das Reich auch gemeine Sache sehr verdient (XVI, I 732; XVII, III 108). „Die brandenburgischen Gründe zur Annahme der Königswürde haben an und vor sich ihre Richtigkeit und überhaupt von allen der Sachen verständigen und unpartheyischen Gemüthern für bündig erkennet werden müssen“ (XVI, I 140). Allein das hindert Schneider nicht bei einer Schilderung der Reichslage zu erklären (XX, I 32): „Indessen gieng doch die Reichs-Kriegs-Angelegenheit eben nicht besser als sonsten von statten; sondern blieb in gewöhnlichen Verzögerungen und vielfältigen widersinnigen auch eigennutzigen Meynungen oder Absichten stecken und hieß es nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß hieran der Zeit Chur-Sachsen, Brandenburg und Braunschweig größten Theils Schuld gewesen, die da wie sonst auch verschiedentlich geschehen mit der Sprache nicht recht herausgehen wollen, wannhero deren Gesandtschafften den Abgang des nöthigen Verhaltungs-Befehls vorschützen müssen, obgleich das Vaterland darmit gar schlecht beschützt gewesen . . . So bliebe es mit tapffermüthig nachdrücklicherer Kriegs-Anstalt stecken, ob gleich durchgehends und zum gewissesten bekandt war, daß Kayser und Reich verlassen und von allen beyderseits Alliirten darunter auch Mitglieder des Reichs waren, besondere Friedensschlüsse zu ihrer endlichen Vollkommenheit gebracht worden.“ Holland und England lassen Kaiser und Reich unziemlich im Stich (XX, I 420). Durch Eigennutz verblendet (XX, I 368) nähert sich England an

Frankreich. Gegen den Kaiser gebraucht es daher „Künsteleyen“ (XX, I 420), so daß sein Verhalten eine schnöde und ausstudierte Betrügerey heißen möge (XIX, II 346). Aus allen diesen Zitaten spricht schon ein stark ausgeprägtes Nationalbewußtsein. Vor allem aber erkennen wir, woher der Verfasser die bei religiösen Fragen eingenommene Stellung über den Parteiungen gewinnen konnte. Er verirrt sich deshalb nicht auf in religiöser Einseitigkeit sich verlierende Abwege, weil er ein höheres Interesse, nämlich das für Kaiser und Reich, kennt. Wir können es deshalb verstehen, wenn der Autor mit Unmut und nicht ohne Kritik die kleinlichen Zerwürfnisse der Reichsglieder, die ein einiges tatkräftiges Zusammengehen der Nation unmöglich machen, betrachtet. „Auch dieses Jahr konte ohne Ceremoniel-Plag und Zänckerey bey dem Reichs-Convent nicht hingehen (XXI, I 53).“ „Das war wieder viel gesagt, worauf doch im Haupt-Wercke so wenig als auf das vorher gegangene erfolgte“ (XXI, III 5). Bitter beklagt er es, daß gute Worte aufs Papier in das Protokoll kommen, aber deren nachdrückliche und würckliche Erfüllung ausbleibe (XX, I 37). Manches „leyder!“ fließt in die Darstellung der zerrütteten und trostlosen Reichszustände mit ein. Für das Reichsoberhaupt zeigt Schneider stets wohlwollendes Interesse, besonders für Karl VI. Kaum hat dieser Kaiser Friede mit Frankreich, da naht schon der Türkenkrieg, „damit ja bey so mancherley Anfällen von allen Seiten her die sonderbare Vorsorge Gottes und Dero ohngemein tapffere Standhafftigkeit desto offenbarer würde“ (XX, III 40). Mit dieser Sympathie für das Haus Oesterreich mußte das Mitleid für die bedrängten Evangelischen notwendig in Konflikt kommen. Der Autor sucht hierbei einen Ausweg, indem er von dem Kaiser ebenso wie seinen Untertanen absieht und die Schuld in Schlesien auf die Ungunst des Königl. Ober-Amts (XVII, II 91), in Ungarn auf den um das Volkswohl unbekümmerten Eigennutz der Rädelsführer (XVII, III 73) abwälzt. Auf

politischem Gebiet steht Schneider ganz auf Seiten der kaiserlichen Partei. Der spanische Erbfolgekrieg ist dem Kaiser aufgenötigt (XVI, I 57) worden, weshalb das Recht auf seiner Seite steht. Daher hat bei der Sache des Kaisers und der Alliierten Gott seine Hand im Spiel (XVII, III 272). Selbst der Bayernfürst, der sich Frankreich angeschlossen hat und nicht auf bessere Gedanken zu bringen war, erkennt Gottes Finger bey der Sache (XVII, III 182). Unzweideutig nimmt Schneider überall für die Truppen des Kaisers und der Alliierten Partei. Er spricht nur von den „Unserigen", wie er meist schon in seinen Quellen vorfand. Die Franzosen sind überall „die Feinde", die alles verwüsten, um nicht ohne Gestanck, wie man sagte, zu scheiden. Der Autor geht mit Frankreich scharf zu Gericht. Herrschsüchtige Absichten (XVII, II 256) und besonders gerne „Künsteleyen" (XVIII, III 213; XIX, I 181; XX, III 266) hält er dem arglistigen Frankreich (XVI, I 283; XIX, I 186) vor. „Die pflegt man ins Fäustchen auszulachen, welche sich durch Traktate und Worte blenden und kirren lassen (XVI, I 364). Auch im Reich versucht es sich mit seinen Künstelungen, um den Samen der Uneinigkeit mittels vorgewandter Religion unter Haupt und Gliedern des Reichs auszustreuen (XVI, I 527). Nicht ungerügt läßt der Verfasser die gewöhnliche, überflüssige Prahlerei (XVII, II 263; XIX, II 433), die mit dem durch Geldmacherey und Geldschinderey (XX, III 266) unter dem französischen Volk herrschenden Elend in keinem Einklang steht. Diese seine Abneigung gegen Frankreich faßt Schneider nicht als Parteilichkeit auf, vielmehr setzt er die gleiche Stimmung bei seinen Lesern voraus. Nicht ohne Verwunderung und Mißbilligung des unpartheyischen Lesers zeigen die Geschichten des Theatri nach und nach, daß König Karl gezwungen wurde, ganz Catalonien zu verlassen (XIX, I 295). Im Türkenkrieg stehen ebenso selbstverständlich alle Sympathien auf der christlich-kaiserlichen Seite. Der Autor bewegt sich hier in denselben Ausdrücken wie seine Vor-

gänger. Der Allerhöchste Gott hat die gerechtesten Kayserlichen Waffen gesegnet. Unter der heldenmütigen Anführung des Prinzen Eugen erringt man bei Belgrad 1717 über den hochmütigen und grausamen Feind (XXI, I 29) einen herrlichen und vollkommenen Sieg mit unsterblicher Glorie und Ruhm aller kaiserlichen Soldaten (XXI, II 101).

In seinem Ordnungssystem schließt sich Schneider im allgemeinen an die hergebrachte Rubrikenabteilung an. Mit seinem nächsten Vorgänger gemein hat er die durch den deutsch-französischen Krieg und durch die reichliche Verwertung des aus den innerdeutschen Streitigkeiten erwachsenden Aktenmaterials veranlaßte Betonung der Reichsgeschichten, deren Unterabteilungen er entsprechend der Reichskreiseinteilung benennt. Eine bisher unbekannte Rubrik ist die für das Reichskammergericht. Innerhalb der einzelnen Abteilungen ist wieder die chronologische Methode maßgebend. Die Kriegsereignisse, die der Verfasser von XII—XV nicht ungeschickt vorausgestellt und im Zusammenhang behandelt hatte, zerteilt Schneider nicht immer vorteilhaft auf mehrere Rubriken. Doch weiß er sich oft damit zu helfen, daß er sich nicht sklavisch an seine Einteilung hält. So zieht er gelegentlich England und Holland zusammen, in richtiger Erkenntnis, daß, weil alles gar sehr untereinander gelauffen, die Sonderung nur Undeutlichkeit machen oder veranlassen dörffte, einer Sache mehr als einmal zu gedenken (XIX, II 284).

Nicht mit Unrecht zählt Struve neben den von Abelin und Schleder verfaßten die aus Schneiders Feder stammenden Bände zu den beachtenswertesten. Es ist nicht zu verkennen, daß der Autor seine Quellen nicht mechanisch aneinanderfügt, sondern daß er ihren Inhalt erfaßt. Mit staunenswerter Geschicklichkeit findet er sich so in den eine ungeheuere Fülle von Aktenmaterial bietenden großen und kleinen Streitigkeiten zurecht. Indem Schneider sein Augenmerk auf den Gang der Politik und die große Ge-

schichte lenkt, bleiben die sonst so beliebten, in der Manier des Unterhaltungsstoffes erzählenden Hofgeschichten auf das notwendig erscheinende Maß beschränkt.

In der Quellenbenutzung befolgt Schneider die bisher übliche Methode, bei den Hauptereignissen mindestens zwei Berichte von den verschiedenen Seiten zu bieten. In der Ausrottung der persönlichen Merkmale seiner Quellen scheint er nicht seine Hauptaufgabe zu erblicken. Für die gegen die Franzosen und die gegen die Türken kämpfenden Truppen gebraucht er meist die Bezeichnung die „Unsrigen", läßt aber ebenso bisweilen ein „Wir" in der Erzählung stehen, wie es seine Quellen geboten haben. Ueber den Parteistandpunkt der von ihm verwerteten Relationen legt er manchmal Rechnung ab. Er gibt an, im Sinne welcher Partei das bisher Erzählte gehalten war (XVIII, II 265); er äußert sich darüber, ob ein gebotener Bericht stark gefärbt oder „ziemlich unpartheyisch" (XVIII, III 235) geschrieben ist. Mit der Mitteilung mehrerer Quellen verbindet er den Zweck, daß der Leser „sich hernachmahlen aus der Gegeneinanderhaltung dieser Nachrichten selbsten den wahrscheinlichsten Entwurff dieser Dinge in seinem Gemüthe machen möge" (XVI, I 1020; XVIII, III 231).

Im Verhältnis zu den Meßrelationen hat das Theatrum schon wegen seines Aktenstoffes, der Schneider vermutlich aus bester Quelle zufließt, ein bedeutendes Plus. Vielfach sind in den beiden Werken ganz verschiedene Relationen über die gleichen Ereignisse benützt. Die aber immer noch bestehende Verwandtschaft läßt sich wieder aus einer Verwertung der gleichen Quellen erklären, wie aus dem folgenden Beispiel deutlich hervorgeht.

Rel. Hist. HM. 1707—OM. 1708 S. 103.

Den 14. Sept. Ist in der Stadt Moskau ein sehr hefftiger Brand entstanden, welcher bey 11000

Theatrum XVIII, III 382.

Es entstunde den 14. Septbr. in der Residentz Stadt Moscau ein entsetzlicher Brand, durch welchen 1100 Häuser *unter andern auch*

Häuser verzehrt und dem Czar allein an Taback 10000 Rubles Schaden verursacht.

dasjenige darinnen der Englische Consul gewohnet hat, in die Asche gelegt wurden, da denn Se. Czaarischen Majest. allein an Taback von mehr als 10000 Rubeln Schaden gelitten, *welcher in einem Packhause gelegen.*

Anhang.

1. Die Autoren.

Einige der am Theatrum beteiligten Verfasser, vornehmlich die, welche in Frankfurt ihren Wohnsitz haben, sind zugleich Mitarbeiter an anderen kompilatorischen Unternehmungen, so besonders an den Meßrelationen, dem Mercurius Gallo-Belgicus, dem Diarium Europaeum und vielleicht an den ersten Frankfurter Zeitungen (Opel). Fast alle, außer Meyer, der ausschließlich von seiner kompilatorischen Tätigkeit lebt, und Abelin, den man aus dem Schuldienst entlassen hat, scheinen einen festen Beruf zu haben und die Schriftstellerei nur als Nebenerwerb zu betreiben. Das leitende Motiv bei der Abfassung ihrer Werke ist die Wahrheitsliebe. Sie schließt vornehmlich die überall in Anspruch genommene Unparteilichkeit (Stieve) in sich, von der selbst die nicht abgehen wollen, die sich gar nicht viel Mühe geben, ihre Tendenz zu verbergen. Die Unparteilichkeit wird oft als gleichbedeutend mit Genauigkeit, d. h. wortgetreuem Festhalten an den Formalia, den vorliegenden Quellen, gefaßt. Das Urteil anderer durfte man schon einmal mitteilen, mit dem eigenen hielt man zurück. Vor einer durchgängigen, den Leser beeinflussenden Hervorkehrung der persönlichen Affekte sich zu hüten, nahm man sich schon deshalb vor, weil ein offenes Bekenntnis der politischen und religiösen Anschauungen die Aufmerksamkeit der Gegner auf sich zog. Gerade darum war ja, wie die Verfasser selbst gestehen, das Historienschreiben in jener Zeit

nicht ungefährlich. Es suchen daher die Autoren wie die Verleger in angesehenen und mächtigen Personen, denen sie ihre Werke zueignen, einen schützenden Rückhalt. Schon aus diesen Gründen sind fast alle regierungsfreundlich gestimmt. Diese Ergebenheit gegen höher gestellte, fürstliche Persönlichkeiten äußert sich zumeist in einem devoten Respekt vor ihrer Würde und Erhabenheit. Daher erklärt sich auch die Vorliebe und das Interesse des Autors wie des Lesers für die traurigen und freudigen Ereignisse an den fürstlichen Höfen, wobei ja gleichmäßig deren Macht und Glanz sichtbaren Ausdruck fand. Darin liegen zugleich die Motive, die die Menschen jener Zeit veranlaßten, die Lektüre eines Hauptteils des Unterhaltungsstoffes, nämlich der Hofgeschichten, mit besonderer Lust zu betreiben. Die zweite Hälfte dieser Literaturgattung, also vornehmlich die Erzählungen von den den gewöhnlichen Lauf der Natur überschreitenden Dingen erlangt aus anderen Gründen Beliebtheit. Die Frömmigkeit gefiel sich nämlich darin, auf das Wirken Gottes in der Geschichte deutlich den Finger zu legen. Wo aber ließ sich das besser beobachten als an den Vorgängen, welche die gewohnte Ordnung der Dinge merklich überschritten? Man sah in diesen Vorfällen meist in unheilvollem Sinne aufgefaßte Winke Gottes. Hier bot sich Gelegenheit, eine moralisierende Tendenz in die Darstellung einzufügen, wie dies namentlich in Gottfrieds Chronik, weniger im Theatrum geschieht. Mit der dabei hervortretenden Frömmigkeit der Autoren paart sich ein gutes Stück Aberglaube. Aber schon ist in den letzten Bänden der Hauch einer neuen Zeit zu verspüren, die den Spuk- und Wundergeschichten auf den Grund geht und berechtigte Zweifel wagt. Die Anschauungen, die wir bei den Autoren feststellen können, werden großenteils bei den Lesern die gleichen gewesen sein. Ebenso bietet uns der von den einzelnen Autoren vertretene politische Standpunkt zugleich ein Bild einer Ueberzeugung, wie sie in weiten Kreisen herrschend war.

2. Die Quellen.

Das Theatrum ist „auß vielen treulich mitgetheilten Schrifften, glaubwürdigen Berichten und briefflichen Urkunden", sowie „auß der Sachen eigentlichem Verlauff" zusammengetragen und beschrieben. Daß aus der persönlichen Erfahrung das Wenigste geschöpft worden ist, das geben die Autoren selbst zu. Nur für kurze eingeschobene Abschnitte, die auf die Zeitlage Bezug nehmen, mögen eigene Erlebnisse bestimmend gewesen sein. Denn nicht einmal Ereignisse, die in Frankfurt vor ihren Augen passieren, beschreiben sie frei aus dem Gedächtnis, sondern sie legen hier überall feste Relationen unter, die sie nur auf Grund ihrer Ortskenntnisse mit kleinen Zusätzen versehen. Die Hauptmasse des im Theatrum verwerteten Materials holte man zweifellos aus den in dem Frankfurter Sammelbecken zusammenfließenden journalistischen und publizistischen Produkten. Mannigfache Andeutungen des Theatrum besagen, daß ein guter Teil der benützten Relationen im Druck vorlag. Von diesen in Frankfurt zusammenkommenden fliegenden Blättern leben alle kompilatorischen Unternehmungen jener Stadt in der Hauptsache. Schon die Verleger sammeln wohl die einzelnen Flugblätter und übergeben sie den Autoren zur Verarbeitung. Die Verfasser bemühen sich selbst, möglichst viel Stoff zusammenzubringen. Die Vorreden des Theatrum sprechen deshalb wiederholt die Bitte aus, der Leser möge doch ihm zur Verfügung stehendes Material übersenden oder die Leute, die selbst an den Ereignissen mitwirken und ihre Unternehmungen richtig im Theatrum beschrieben haben wollen, sollen Berichte von ihren Taten abfassen und dem Verlag übermitteln. Nicht nur Gönner des Theatrum, als solcher erscheint einmal der schwedische General Wrangel (V), schicken Delineationen und Schilderungen einzelner Vorgänge, sondern der Verlag Merian hat eine Reihe von Leuten, vornehmlich Offiziere und Ingenieure, an der Hand, die

gegen entsprechende Vergütung Zeichnungen und Beschreibungen der Kriegsaktionen liefern. Auf den Kupfern werden die Ingenieure genannt und in der Darstellung wird angegeben, daß der das Kupfer erläuternde Bericht aus der Feder des Zeichners stammt. Hier sind also, wenn schon nur zu geringem Teil, handschriftliche Relationen im Theatrum verwertet worden. Eine wichtige Frage ist ferner die nach der Herkunft des Aktenstoffes. Es ist in den Vorreden ausgesprochen, daß hessische Archive durch die Gunst des Landgrafen Georg (III) den Verlag mit Material bedachten. Von Schneider wird überliefert, daß ihm durch seinen Patron, den Grafen Friedrich von Solms, wertvolle Quellen erschlossen wurden. Endlich darf vielleicht an eine Nutzbarmachung der Schätze der churmainzischen Archive gedacht werden.

Die Quellen (Prutz, Opel, Stieve), die uns im Theatrum verarbeitet vorliegen, bieten als literarische Gattungen aufgefaßt ein Bild buntester Mannigfaltigkeit. Wir können zwar die einzelnen Quellenstücke nach Ausgangspunkt und Entstehung oder nach Absicht und Zweck wie nach Form und Inhalt charakterisieren. Allein absolute Einteilungsprinzipien, die eine reinliche Scheidung in einzelne Gruppen gestatten, werden wir vergebens suchen. Bei der folgenden Uebersicht ist daher eine Ordnung eingehalten, die von dem persönlich zu dem allgemein Gehaltenen, von dem nur an die Familienangehörigen oder den Freund vertraulich gerichteten Brief zu der dem Zweck der Geschichtsschreibung dienenden Schrift übergeht. Unter den vertraulichen Schreiben spielt eine wichtige Rolle der Soldatenbrief. Der im Felde stehende Gemeine oder Offizier, auch der in einer gefährdeten und belagerten Stadt gebliebene Bürger schreibt an seine fernen Angehörigen oder Bekannten. Den gleichen Weg gehen die offiziellen Berichte des Feldherrn an seine vorgesetzte Regierung, die dann als „Schlachtenbulletins“ der Oeffentlichkeit preisgegeben werden. Hierher sind zu-

gleich die im Theatrum häufig vorkommenden Material-, Truppen- und Verlustlisten zu rechnen. Unter die Handschreiben gehört ferner der vielleicht dem Paket beigelegte Geschäftsbrief, der nebenbei Lokalnachrichten übermittelt. Auf derselben Linie liegen die bedeutenderen „Correspondenzen der Handelshäuser“. Hier schließen sich die im Theatrum meist schlecht verarbeiteten und daher um so mehr auffallenden Schiffsnachrichten an. Die aus den überseeischen Ländern ankommenden Schiffe bringen die Zeitungen aus den Kolonien mit. Listen, die uns als trockene Aufzählungen anmuten, verraten dem neugierigen Leser, aus was für kostbaren, fremdländischen Erzeugnissen die Ladung besteht. Eine regelrechte Korrespondenz mit Bekannten oder Beauftragten unterhielten ferner die Zeitungsschreiber, die anfänglich mit den Postmeistern identisch sind. Bei diesen Berichten kam es darauf an, recht rasch die neusten Nachrichten zu übermitteln. Sie sind daher nicht mit Unrecht mit unseren Depeschen verglichen worden. Wie diese, so bringen sie aber meist nur knappe, noch trübe und ungewisse Mitteilungen. Es sind die sogenannten Advisen, die noch im Theatrum nach der Einarbeitung durch Angabe des Datums, des Aufgabeorts und manchmal der Uebergangsstation gekennzeichnet sind. Ein reichliches Material liefert die „Schriftwechslung“ von Staaten und Ständen, ihre Beratungen untereinander und ihr Verkehr mit den Untertanen. Hier ergibt sich eine ungeheure Fülle von Schriftstücken, die im Theatrum meist bestimmte Namen tragen, wie Declarationen, Justificationen, Propositionen, Resolutionen, Edikte, Manifeste usw. Ein guter Teil dieser Dokumente, namentlich wenn sie sich als Erklärungen und Rechtfertigungen an weite Kreise wenden, bedient sich sofort des Drucks als des bequemsten Verbreitungsmittels. In meist nicht zu langen Flugblättern und Relationen werden ferner Erzählungen von allen möglichen Geschehnissen im Druck veröffentlicht. Eine besondere Rolle dabei spielen

die Gegenstände des Unterhaltungsstoffes. Unter diesen werden vornehmlich wieder die wunderbaren Ereignisse in Natur und Menschenleben von Gelehrten, besonders Medizinern, Naturwissenschaftlern und Theologen in bisweilen umfangreicheren Traktätchen einer wissenschaftlichen Behandlung unterzogen. Zuerst mag von einem hierin besprochenen Vorgang eine kurze Relation erschienen sein, die diese Gelehrten aufgreifen und mit einem Kommentar versehen neu ausgehen lassen. In ein späteres Stadium fallen auch die eigentlichen „historischen" Schriften. Sie warten die ersten Nachrichten über Einzelvorgänge gemächlich ab und geben dann einen Ueberblick über längere Zeitabschnitte. Alle diese Literatur, soweit sie noch nicht oder nur in wenigen Exemplaren gedruckt ist, wird von unternehmungslustigen Spekulanten unter die Presse gebracht und findet bei dem wißbegierigen Publikum jener Zeit meist guten Absatz.

3. Quellenverarbeitung.

Was fängt nun der Kompilator an, wenn er die in der besprochenen Literatur gebotenen Quellen gesammelt hat? Zunächst geht im großen und ganzen das Bestreben dahin, alle persönliche Stilformen, sowie überhaupt alle die Einzelnachricht kennzeichnende Merkmale des Datums, Ausgangspunktes usw. auszumerzen, so daß lauter Stücke in allgemeiner Fassung entstehen. Dabei bleiben doch aus Versehen oft die ursprüngliche Form verratende Reste stehen. Nach dem verallgemeinernden Ausgleich werden die einzelnen Stücke nach Maßgabe des jeweiligen Ordnungsverfahrens aneinandergereiht. Dabei sind allerlei Aenderungen nötig. Bei streng chronologischem Ordnungsverfahren müssen oft größere Quellen zerteilt, bei einer Rubrikenordnung zeitlich nacheinander einlaufende kurze Notizen über einen Gegenstand zusammengezogen werden.

Die einen Partien der Erzählung, die dem Verfasser zu breit erscheinen, werden durch Streichen gekürzt; die andern, die zu knapp gehalten sind, werden ausgeschaltet und dafür ein Stück einer ausführlicheren Quelle eingefügt. Alle diese Maßnahmen der Verarbeitung müssen bei der gewaltigen Menge des beigebrachten Materials natürlich recht rasch geschehen, und dabei laufen mancherlei Fehler unter. Eine schon geschicktere Art der Behandlung, wie sie bei Schleder zu beobachten war, verschafft sich eine Uebersicht über die verschiedenen Quellen über den gleichen Gegenstand. Ergeben sich besonders in Orts-, Zahlen- und Namenangaben Widersprüche, so wird die zweite Lesart in Klammern in der Darstellung beigefügt. Bei der Kompilation wird streng darauf gesehen, den Wortlaut beizubehalten. Das ist das Hindernis, das einer Entwicklung zu höherer Auffassung sich in den Weg stellte. Die Kompilatoren glauben im Wortlaut ihrer Quellen, denen sie kritiklos gegenüberstehen, die wahre Geschichte selbst gefunden zu haben. Den Quelleninhalt selbständig zu erfassen und danach ein eigenes Geschichtsbild zu konstruieren, dazu waren sie nicht imstande.

4. Ordnungsmethoden.

Es lag zweifellos in der Anordnung der unter sich ursprünglich in keinerlei Zusammenhang stehenden Einzelquellen eine Schwierigkeit. Darüber hinwegzukommen standen dem Autor zwei Wege offen. Entweder man sah streng auf die zeitliche Reihenfolge der Ereignisse, so gelangte man zu einer chronologischen, womöglich von Tag zu Tag schreitenden Ordnung; oder man achtete auf den Inhalt der Quellen, so ergab sich eine Einteilung, welche den in gleichen geographischen Gebieten sich abspielenden, obschon mannigfaltigen Geschehnissen oder den gleichartigen, obschon an verschiedenen Oertlichkeiten vorfallenden

Ereignissen besondere Klassen zuweist. Einen Vertreter eines rein chronologischen Verfahrens haben wir im Theatrum nicht, wenn auch Oraeus sich einem solchen stark nähert (cf. Band III). Schon Abelin führt eine Rubrikenordnung ein und Schleder bildet eine mit bestimmten Titeln versehene Klassenabteilung, die von da an bis zum Ende des Theatrum in den Hauptzügen grundlegend bleibt. Die streng chronologische Methode sieht darauf, die Ereignisse Tag für Tag aufzuzeichnen und achtet nicht auf inhaltliche Beziehungen. Eine derartige Darstellung bietet infolgedessen ein Bild innerer Zerrissenheit. Diesen Nachteil umgeht die Rubrikenordnung, da sie das Zusammengehörige sammelt. Jedoch kann auch hier noch eine strenge Beachtung der Zeitfolge innerhalb der einzelnen Klassen zerreißend wirken. Unvorteilhaft kann die Rubrikenordnung dann werden, wenn sie starr an einer bestimmten Reihenfolge festhält und die einzelnen Abteilungen zu säuberlich trennt. Am besten war dann um alle Fehler herumzukommen, wenn man nie zugunsten der Chronologie auf die inhaltliche Zusammengehörigkeit verzichtete und wenn man die Rubriken, falls ihre Geschichten sich inhaltlich berührten, nebeneinanderstellte oder ganz zusammenzog. Einer solchen Freiheit in der Anordnung nähert sich besonders die letzte Hälfte der Bände.

5. Verwandte Literatur.

Es sollen unter verwandter Literatur solche kompilatorische Werke verstanden werden, die aus denselben Quellen wie das Theatrum die gleichen Begebenheiten beschreiben. Unser Blick wendet sich daher auf die in Frankfurt um die gleiche Zeit erschienenen kompilatorischen Geschichtsbücher. Es gehören hierher vor allem die Meßrelationen, der Mercurius Gallo-Belgicus und das Diarium Europaeum. Einzelne frühere Arbeiten der Autoren des Theatrum über besondere Gebiete derselben Zeit sind bei der Spezialbehandlung der

Bände namhaft gemacht worden. Es sind hierher ferner zu rechnen umfangreiche Aktensammlungen, wie die Acta publica Lundorps. Aber das Theatrum benutzt zu geringem Teil archivarisches Material, zum großen Teil liegen ihm die Aktenstücke in Separatdrucken vor, wie zahlreiche Bemerkungen der Autoren versichern. Es könnte dann nur in seltneren Fällen ein Verfasser des Theatrum, dem wegen der Entfernung von den zu behandelnden Gegenständen die Einzeldrucke nicht mehr zugänglich sind, sein Aktenmaterial aus anderweitigen Sammlungen ergänzen. Weit wichtiger ist die Verwandtschaft des Theatrum mit den zuvor genannten historischen kompilatorischen Werken, die stets dem Theatrum zeitlich vorauslaufen. Die hier leicht in die Augen springende wörtliche Gleichheit großer Partien, sowie die gleichmäßige Begrenzung des dargebotenen Materials haben jedenfalls Gryphius zu der Behauptung veranlaßt, daß einzelne Bände des Theatrum „utplurimum ex relationibus ut appellant semestralibus Francof. et Lipsiensium consarcinati" seien. Dem widersprechen aber die mannigfachen Bemerkungen des Theatrum selbst, die sich auf die Verwertung einzelner Relationen beziehen. Sodann haben einzelne Vergleiche zwischen Theatrum und Meßrelation ergeben, daß sich die nahe Verwandtschaft aus einem Zurückgehen beider auf die gleichen Quellen erklären läßt. Die gleichmäßige Beschränkung des angezogenen Stoffes erklärt sich so, daß beide Werke gerade die in Frankfurt zusammenlaufende Masse des Materials benützten. Die Beziehungen ferner, die zwischen dem Theatrum und früheren Arbeiten seiner Autoren für die gleiche Zeit bestehen, ergeben einen interessanten Einblick in die hier beobachtete Methode. Die Kompilatoren schreiben nämlich ihre Vorarbeiten nicht einfach ab, sondern sie nehmen beim Theatrum nochmals ihr erstes Quellenmaterial vor, ergänzen es mit neu hinzukommenden Relationen und formen daraus eine neue Darstellung. Dabei hat das Theatrum vor allen früheren Werken

den Vorzug, daß es nicht allein auf die ersten, unzuverlässigen Nachrichten angewiesen ist, sondern sich der später einlaufenden abgeklärten und sicheren Mitteilungen bedienen kann.

Wir haben soeben auf eine Beeinflussung des Theatrum durch die verwandte Literatur unser Augenmerk gelenkt. Wir dürfen aber auch mit der umgekehrten Möglichkeit rechnen. Die Autoren, die am Theatrum tätig sind, arbeiten gleichzeitig oder danach auch an anderen Werken. Dabei läßt es sich beobachten, daß Schleder seine nach Abelins Vorbild im Theatrum geschaffene und bewährte Rubrikenordnung auf die Meßrelationen überträgt, und Meyer die ihm bei seiner Arbeit am Theatrum vertraut gewordene Klassenabteilung im Diarium einführt. Gleichzeitig damit beginnen Meßrelationen und Diarium die Quellen nach Art des Theatrum, wenn auch nicht in so starkem Maße, zu verarbeiten.

6. Die Tendenz.

Wir müssen damit rechnen, daß schon die vom Kompilator verwerteten Quellen eine einseitige Parteistellung vertraten. Das tritt besonders bei den Kriegsrelationen hervor. Meistens läßt sich hier noch erkennen, von welcher Seite sie stammen. Ihr Verfasser hat am genausten Kenntnis von den Aktionen der eigenen Partei, auf deren Seite er den göttlichen Beistand sieht, von den Gegnern aber, die gewöhnlich als „die Feinde“ bezeichnet werden, weiß er nur aus dem Munde von Gefangenen Bescheid. Die Autoren, die ohne besonderes Interesse und daher auch meist ohne bestimmte Tendenz arbeiten, geben sich keine Mühe, auf den von ihren Quellen vertretenen Standpunkt zu achten. Nur diejenigen, die energisch eine Tendenz vertreten, lassen die ihnen zusagend gefärbten Quellen ungeändert, während sie aus Relationen, die ihren Anschauungen nicht ent-

sprechen, die anstößigsten Ausdrücke streichen. Ihre eigene Tendenz bringen die Autoren weniger durch Umbiegung der Quellen als wie in Uebergängen, Zwischenbemerkungen und Zusätzen zur Geltung. Besonders entsteht dann eine einseitige Darstellung, wenn ein Verfasser der von ihm vertretenen Tendenz zu Liebe nur Berichte einer Partei bringt und die Gegenseite nicht zu Wort kommen läßt.

7. Die Kupfer.

Ein großer Teil der Kupferstiche des Theatrum, die nicht immer mit dem genauen Namen ihres Verfertigers versehen sind, verdankt Künstlern, die der Familie Merian angehören, seine Entstehung. Die erste Hälfte der Bände ist vornehmlich mit Kupfern von Matthäus Merian, seinen Söhnen Matthäus und Caspar und seinem Schwiegersohn Melchior Küssel ausgeschmückt. Unter ihren Gehilfen nimmt Peter Aubry als Ikonograph eine hervorragende Stelle ein. In den späteren Bänden kommen als Mitarbeiter aus der Familie Merian ein Urenkel des Stammvaters, namens Matthäus von Merian und dessen Schwiegersohn Eosander von Göthe in Betracht. Den weitaus größeren Teil der Stiche liefern jetzt aber eine stattliche Zahl Mitarbeiter, die alle namhaft zu machen zu weit führen würde. Es gereicht allen diesen Kupferstechern zum Nachteil, daß sie der Sitte ihrer Zeit folgend mehr auf Massenproduktion als auf gediegene Kunstleistung Wert legten (Allg. D. Biogr.). Allerdings die Gewissenhaftigkeit, die eine naturgetreue Wiedergabe sich zum Ziele setzt, lassen sie nicht vermissen. Nachdrücklich wird immer wieder betont (M. Merian in der Vorrede zu II, Schneider in der Vorrede zu XVI), daß die Illustrationen des Theatrum nicht „nach beliebiger Fantasie oder Einbildung, als sonst nicht selten bey historischen Wercken zu geschen pfleget", sondern nach Gemälden und Zeichnungen gebildet sind. Von dem älteren Matthäus

Merian wissen wir, daß er auf Reisen eine große Anzahl Städtebilder, die in seinen Topographien gesondert herausgegeben worden sind, nach dem Augenschein aufgenommen hat. Von seinem gleichnamigen Sohn, einem geschickten Porträtmaler, wird überliefert, daß er besonders bei der Friedensfeier in Nürnberg und bei der Kaiserkrönung Leopolds in Frankfurt eine große Anzahl Aufträge von Fürstlichkeiten und Offizieren erhielt. Auch die Situationspläne von Schlachten, Belagerungen und dergl. sind von Personen angefertigt, die über eine genaue Kenntnis der wirklichen Vorgänge und Verhältnisse verfügten. Es sind auf den Kupfern eine Reihe von Offizieren und Ingenieuren genannt, die dem Verlag Merian gegen Entgelt Zeichnungen nebst erklärenden Berichten lieferten. In dauernder Verbindung mit dem Verlag stehen z. B. der kaiserliche Ingenieur Carlo Cappi, der schwedische Generalquartiermeister Leutenant Georg Wilhelm Kleinsträtel u. a. m.

Die Kupfer des Theatrum finden sich auch in anderen Werken des Verlags. Einzelne Stiche kehren in mehreren Bänden wieder. Oft beruft sich der Text auf Kupfer, die überhaupt nicht aufgenommen wurden.

8. Das Ende des Theatrum.

Der durchweg apologetisch gehaltene Vorbericht zu Band XVI läßt uns die Anfeindungen des Theatrum durch Leute erkennen, die eine höhere Auffassung der Geschichtsschreibung gewonnen haben und deshalb mit kritiklosen und unselbständigen kompilatorischen Sammelwerken nicht mehr zufrieden sind. Schneider hat noch einmal versucht, die Angriffe, welche die Gelehrten gegen das Theatrum schleuderten, und ihre Kritik, der die vernichtende, aber auch ungerechte Schärfe eigen ist, mit der jede neue Zeit über eine überwundene Epoche urteilt, abzuwehren. Solche Vorwürfe, die man gegen das Theatrum erhob, mögen sein

Ansehen erschüttert haben. Von größerem Einfluß auf den Untergang des Unternehmens indessen waren die Geschicke des Verlags. Solange Matthäus Merian d. Ä. die Zügel fest in den Händen hält, erscheinen die Bände meist sofort nach Ablauf der behandelten Ereignisse. Schon unter seinen Söhnen beginnen die ersten Stockungen. Bei den späteren Generationen werden die Verzögerungen in der Herausgabe der Bände immer schlimmer. Daß aber nicht etwa der Geschmack an kompilatorischen Werken erloschen war, das bezeugt die Tatsache, daß der Frankfurter Buchhändler Ph. Heinrich Sutter, der die Kupferplatten des Verlags Merian erworben hat, in den Jahren 1745—59 noch eine unter dem Namen J. L. Gottfried laufende Chronik in drei Bänden herausgeben kann. Der erste Teil dieses Werkes ist ein Neudruck der wegen ihrer Kupfer beliebten Chronik Gottfrieds, der zweite und dritte aber enthält einen Auszug aus den 21 Teilen des Theatrum nebst einer Fortsetzung bis auf das Jahr 1750. Demnach hätte also auch eine Weiterführung des Theatrum noch Leser genug gefunden. Es fehlte aber dem Unternehmen vor allem an einem Manne, der, wie einst der als Künstler und Verleger gleich bedeutende M. Merian d. Ä., das mächtige Werk in sicheren Bahnen steuerte. Deshalb vornehmlich mag man von einer Fortsetzung des Theatrum abgesehen haben. Einen willkommenen Abschluß bot das Jahr 1718. Mit einem hundertjährigen Jubiläum fand das Theatrum ein äußerlich glänzendes, in Wahrheit aber ein klägliches Ende.

Lebenslauf.

Ich, Hermann Bingel, geboren am 21. Februar 1887 zu Worms als Sohn des Kaufmanns Julius Bingel, besuchte das Großh. Hess. Gymnasium zu Worms, das ich Ostern 1905 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Vom S.-S. 1905 bis zum S.-S. 1908 studierte ich protestantische Theologie an der Universität Gießen und bestand mein theologisches Fakultätsexamen. Sodann widmete ich mich philosophischen Studien auf der Universität München und hörte vornehmlich die Vorlesungen der Herren Professoren v. Heigel, Muncker, Pöhlmann. Die Anregung zu vorliegender Arbeit verdanke ich Herrn Geh. Rat Professor Dr. Karl Theodor v. Heigel Excell.